

HANS SCHWARZ

Chüeris Wanderjahre und sein Tusculum

Eine wahre Hundegeschichte



HANS SCHWARZ

*Chüeris Wanderjahre
und sein Tusculum*

Eine wahre Hundegeschichte

Mit 4 Bildtafeln

Original
MCMXLV
RASCHER VERLAG ZÜRICH

Nichtkommerzielle Neuauflage 2012
im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmédien, analoger oder digitaler Art).

Dies gilt für das Gesamtwerk wie auch für Ausschnitte davon.

Meiner kleinen
Toni



Der junge „Chüeri“

Vorwort

Es war einige Zeit vor Kriegsbeginn, als ich eines Morgens in den Kasernenstallungen Zürich vernahm, dass gestern abend Herr Schwarz mit seinem Tross von seiner Balkanreise eingetroffen sei. Selbstverständlich besah ich mir diese Angelegenheit. Während die Pferde, müde von der langen Reise, auf den schönen Strohlagern sich der Erholung widmeten, fiel mir in einer Boxe der lebhafteste, wachsame Entlebucher Sennenhund auf. Wie man mir erzählte, hatte er die ganze Reise ohne irgendwelche Unfälle anstandslos mitgemacht. Nun, nach Jahren, drängte es seinen Meister, dem »Chüeri«, seinem treuen Begleiter, ein Denkmal zu setzen, seine Taten und Untaten zu Papier zu bringen und damit allen, die Freude und Liebe zu unsern treuen, vierbeinigen Hausgenossen empfinden, einen Genuss zu bereiten.

Man liest hier nichts von Tierpsychologie, von mathematischen Kenntnissen des Hundes usw.; der Besitzer des »Chüeri« erzählt einfach, ohne Phrasen, was er mit seinem Begleiter alles erlebt hat, wo und wie er ihm herzliche Freude bereitet, um ihn dann wieder bei anderer Gelegenheit in unangenehme Situationen zu bringen. Sein Verständnis für den Hund lässt ihn nie böse werden. Er nimmt seinen Freund als Hund, er vermenschlicht sein Tun und Lassen nicht, wie das so häufig geschieht.

Der Tatendrang des Meisters scheint auf den Hund übergegangen zu sein. Beide sind voll Unternehmung- und Lebenslust. Die Beobachtungen und Eindrücke der langen Reise in den Osten lassen uns die Strapazen und auch die schönen Tage miterleben, und wir freuen uns, dass der »Chüeri« eine so grosse Rolle spielt und von seinem Meister so gut verstanden wird.

Ich danke dem Autor für seine schöne literarische Gabe, welcher ich recht viele Leser wünsche.

Zürich, November 1944.

Dr. W. Scheitlin.

*Wie wir in der Schwarzwasser-Pinte unsern »Chüeri« finden
und er unbekümmert Abschied nimmt von seiner alten Heimat
und in einem sonderbaren Glaswagen ins Unterland fährt*

Ein guter Einfall kommt oft unvermittelt und ganz zuletzt. Da hatten wir viele Widerstände und Schwierigkeiten zu überwinden, unsern Entschluss, mit Schweizerpferden durch acht Staaten bis an den Bosphorus und nach Hellas und zurück zu marschieren, in die Tat umzusetzen. Und nun kommt uns am Vortage des Abmarsches der Einfall, auch einen Hund auf die weite Wanderung mitzunehmen. Und da wir Schweizerpferde haben, so muss es auch ein Schweizerhund sein. Aber wie jetzt das noch zuwege bringen? Unser Nachbar ist ein bekannter Kynologe — Kavallerieoberst Lotz. Bereitwillig steht er uns bei, und sein Rat ist einleuchtend: »Eine so weite Reise über viele Tausend Kilometer unterschiedlicher Strassen und Wege und durch Steppen, tagelang auf dem heissen Asphalt und wochenlang durch den körnigen Sand und dann wieder Sumpfbiete? Da dürfen Sie keinen grossen Hund mitnehmen, der würde sich wund laufen und vermöchte den Pferden auf die Dauer nicht zu folgen. Sie müssen einen kleinen, zwirbligen, drahtigen Hund mitnehmen. Ein kleiner Hund frisst auch nicht so viel, vielleicht dürfte dies auf solcher Reise auch wichtig sein. Ich rate Ihnen einen Sennenhund. Ein Berner Sennenhund ist schon wieder zu schwer — einen kleinen Sennenhund müssen Sie nehmen, einen kurzhaarigen, wegen der Hitze und dem Ungeziefer und der Läuse, einen Appenzeller oder noch besser einen Entlebucher. Sie kommen zwar mit Ihrem Anliegen reichlich spät, der Hund sollte sich auch erst einige Tage an Sie gewöhnen. Wann starten Sie? Morgen abend schon? Gut, ich werde schauen, was sich machen lässt. Im Schwarzwassergraben ist eine Wirtschaft, der Wirt ist bernischer Grossrat, hat Landwirtschaft und grosse Weiden auf der Riffenmatt mit Sennerei. Er hat eine Entlebucher Sennenhündin, und vom letztjährigen Wurf wird auch noch etwas da sein. Das ist gute Abstammung. Vielleicht verkauft er Ihnen einen jungen Hund. Fahren Sie gleich heute abend hinauf. Ich werde ihm vorher telefonieren.«

Wir fahren gleich hinauf ins Schwarzenburgerland und hinunter ans Schwarzwasser. Der Herr Grossrat ist Zuhause. Das komme ihm wohl stözlige, meint er. Allerdings habe er einen Hund, er sei auf der Alp. Er habe schon mittags ein Mädchen hinaufgeschickt, ihn zu holen. Aber dem Sennen dürfe er's nicht sagen, dass er ihm den Hund wegnehmen wolle. Das sei ein gar anhänglicher Hund. Bekäme seine alte Hündin nicht dieser Tage wieder Junge, so wäre er ihm nicht feil. Wir markten nicht am Preis, und achtzig Franken scheinen uns zudem mehr als bescheiden. Wir wollen heute noch einen Hund, und wenn wir das Doppelte und Dreifache bezahlen müssten. So schlagen wir ein für die vier Napoleons und legen sie gleich auf den Tisch. Wir trinken eine gute Flasche Wein und warten. Derweil holt der Herr Grossrat die Papiere. Das ist ein nobler Hund, von uraltem Sennen-Adel. Seine Eltern waren der Bläss vom Kappelhof und das Lorli von Rotmonten, die ihrerseits der ehelichen Gemeinschaft des Poss von der Walke und des Gritli von der Rothöhe, des Spiro von Bruggen und des Lorli von der Walke entsprossen. Dann erzählt uns der Wirt von unserm Hund, den wir noch gar nicht kennen. Das sei ein »tifiger Kärli«, der mache seine hundert Kilometer »ring« im Tag. Aber wir müssten ihn ganz allmählich an eine andere Kost gewöhnen. Da oben auf der Alp habe er selten einen Wurstzipfel oder Knochen bekommen, dafür Milch und »Nidle bis gnue« und »Chäs«. Er sei zwar noch »wohl junge«, erst jählig. Wir beschwichtigen seine Bedenken und versprechen ihm in die Hand, gut zu dem kleinen Sennenbuben zu sehen. Wir warten nun

mit viel Ungeduld und Neugierde auf unsern vierbeinigen Reisegefährten, und jedesmal, wenn die Gaststübentür aufgeht und »nur« so ein durstiger Schwarzwassergrabenbauer hereinkommt, sind wir ordentlich enttäuscht. Es ist schon längst Nacht, wie plötzlich ziemlich ungestüm die Tür aufgestossen wird und ein kleiner, flinker Hund hereinflitzt und bei mir unter die Bank kriecht. Der Wirt ist darüber höchst erstaunt und versucht, ihn hervorzulocken: »Chum Prinzli, chum!« Aber der Prinzli wedelt nur mit dem Schwänzli und kommt nicht. »Also Prinz heisst er?« fragen wir und fügen gleich bei, dieser Name passe gar nicht zu einem Entlebucher Sennen, wir hätten einen bessern: »Chüeri« müsse er heissen. »Chüeri?« staunt der Herr Grossrat und lacht. Das sei ein »ariger« Name für einen Hund, so sage man doch im Luzern- und Zugerbiet den Melkern. Ja, freilich, aber »Chüeri« sei auch ein uralter Name, zudem ein Kraftwort und Schlachtruf der alten Eidgenossen, belehren wir ihn. In seiner »Haselmuus« lasse unser Tavel den Xandi Wagner singen:

»Pötz Marter, Chüeri, Velti,
i wär' a gschlagne Ma,
wenn i di Batze zellti,
wo-n-i vürsoffe ha!«

So söhnt sich auch unser Wirt mit dem Namen aus und findet ihn sogar klanglich ganz angemessen. Und ich mache gleich die Probe aufs Exempel: »Chüeri, chum füre!«, und da kriecht er auch schon eilig unter der Bank hervor — unser »Chüeri« und setzt sich vor mich hin und schaut mich mit seinen schönen braunen Augen erwartungsvoll an. Wir bestellen noch eine Flasche, um die Taufe zu begiessen, und nun muss das Mädchen erzählen und berichtet, der Senn sei wirklich nicht erbaut gewesen und sehr »misstreu« und habe mehrmals gefragt, warum jetzt auf den Abend »dä Hung« noch hinunter müsse zum Meister, man solle ihn dann »bim Donner nid öppe vürchaufe« und am Morgen wieder heraufbringen. Aber der »Chüeri« scheint anderer Meinung zu sein und wedelt, wie ich ihn frage: »Wei mer ade gah, Chüeri, wit, wit furt?« Der Herr Grossrat lacht, das sei jetzt ein »donners Hundeli«, wie der sich gleich an mich attachiere, und es nähme ihn dann wunder, zu vernehmen, wie das auf der Reise gehen werde. Am Morgen wolle er dann selbst zum Sennen hinauf und ihm Trostes halber die alte Hündin mitbringen, die könne auch da droben in der Sennhütte ihre Jungen haben, das sei sogar besser, als hier unten, wo so viele fremde Leute ein- und ausgingen. Der Uhrzeiger rückt auf zehn, wie wir uns endlich bereit machen, »Chüeri« für immer aus seiner Heimat zu entführen. Wie wir aufstehen, bellt er freudig und springt an mir empor, und der Wirt ist nochmals höchst erstaunt: so etwas habe er noch nie erlebt!

Draussen im nächtlichen Regen steht das Auto, und »Chüeri« ist mit einem Satz auf dem Rücksitz im Fond, wie ich die Wagentüre aufmache. Was mag er wohl denken, was das für ein gläsernes Haus sei auf Rädern? Der Herr Grossrat kraut ihm zum Abschied nochmals hinterm Ohr, dann nehmen wir Abschied, und der Wagen gleitet in das Dunkel der Nacht. »Chüeri« sitzt hinten gravitatisch und mit einer beispiellosen Selbstverständlichkeit auf dem Polster, als wäre er seiner Lebtage Auto gefahren.

Nur bei einer scharfen Kurve winselt er erschrocken, wie er in die Ecke purzelt. Aber gleich sitzt er wieder mit der gleichgültigsten Miene von der Welt aufrecht, und seine klugen, braunen Augen blicken unverwandt nach vorn in das Strahlenbündel des Scheinwerfers, als müsse er beim Lenken und beim Kurvennehmen mit aufpassen helfen.

Zuhause flitzt er gleich aus dem Wagen und folgt mir auf Schritt und Tritt — in den Stall erst, nach den Pferden zu sehen und dann ins Haus. Man hat schon lange auf uns gewartet, und meine Frau und die kleine Ruth hatten schon Angst, dass wir vergebens ins Schwarzenburgerland gefahren seien und keinen »Chüeri« heimbrächten. Nun sind sie eines Lobes über den schönen, kleinen Hund, der auch gleich seine Lagerstatt bezieht. Ruth hält ihm einen Wurstzipfel hin, aber er rümpft die Nase. Ein Becken voll »Milchbröcheli« aber läppt er eifrig aus. Dann träumt er erstmals in der neuen Heimat — wohl von den Kälbern und Rindern und Schafen der Riffenmatt.

*Wie »Chüeri« im Weissen Rössl« zu Feldkirch zu einem fetten Braten kommt
und im Schlosshof der Schattenburg einen schrecklichen Kampf mit den Wespen besteht
und im alten Stall am Arlberg mit den Kühen und Ziegen schläft*

Eine herrliche Oktobersonne strahlt über dem Fürstentum Liechtenstein, das wir in einem schlanken Trab durchziehen. »Chüeri« ist im Element, bald links, bald rechts neben den Pferden her und tollt auch nebenaus in die Weiden, und manche Kuh von Liechtenstein wird mit Gekläff umkreist und dann in die eilige Flucht geschlagen. Der Schweizer Zoll hat seine Schranken an die liechtensteinisch-österreichische Grenze vorgerückt, und rasch und zuvorkommend erledigen die Zöllner die wenigen Formalitäten, derweil »Chüeri« gravitatisch vor dem Zollhaus sitzt und aufmerksam das Kommen und Gehen der Grenzgänger betrachtet.

Beim österreichischen Zoll werden wir herzlich begrüsst, und es gibt da gar keine Schwierigkeiten. Auch wegen »Chüeri« nicht. »A Hunterl hoabens a mit? Warum denn net, so a Hunterl is imma a faine Sach!« urteilt der österreichische Zollkommandant, und »Chüeri« wedelt eifrig beistimmend.

Das Strassenstück von Schaanwald nach Feldkirch ist spiegelblanker, glasiger Asphalt, und wir sitzen ab, um die Pferde zu führen und sie und uns vor Hals- und Beinbruch zu bewahren. Dem »Chüeri« gefällt das immer am besten, wenn wir neben den Pferden hergehen und er uns viel näher ist und wir nicht hoch oben im Sattel thronen wie im Olymp. Die glasige Strasse fürchtet er nicht, mit seinen vier unbeschlagenen Pfoten hat er überall guten Stand.

Im Weissen Rössl« zu Feldkirch werden wir wie altbekannte Kurgäste empfangen, und der Wirt jagt den Portier herum: »Hoalst a Heu her fiar dia Pferdl und a Stroh und a Woasser und bringst dia Koffern auffi von dia Herrn' und moachst oalles fei sauba — gell. Und fiar des Hunterl richtast a fains Betterl hear! Da schau hear, des is oaber a fains Hunterl! Noa wia haisst du denn? Soag scheen wia dua heissn' tuast!« Aber »Chüeri« hat keine Zeit, er betrachtet die vielen Leute, die unsere Pferde neugierig umstehen, Vorarlberger in weissen Kniestrümpfen und Tiroler in Federhuterl' und Gamsbart und speckigen Leder-Kniehosen.

Im Gasthaus hat derweil die Resl aufgetischt, und bald sitzen wir vor einem saftigen Braten, und im Glase perlt der Kalterer. Die Wirtin setzt sich zu uns, und wir müssen zwischenhinein erzählen über Woher und Wohin, und auf unsern »Chüeri« geben wir nicht besonders acht. Da hören wir plötzlich ein Geschrei der feschen Resl: »Jessas, du sakrisches Hunderl, du damisches, giab hear den Broatn'! Jo, da rennet er schon aussì, hoalts ihn Leutn', den Sakra, den goanzen Broatn' hoat ear oabgräumt!« Das kann nur

unser »Chüeri« sein. Und wie wir nachseh'n geh'n, knurrt er im Hof und hat ein schönes Stück braunen Braten zwischen den Vorderpfoten und kaut daran, und die Resl getraut sich nicht hinzu. Wir lachen, und die Wirtin schickt die Resl hinein: »Noa, hoast hoast noch a Stickerl bam Selchamoaster, deas is a fesches Hunderl, a sakrisches. Wo hoast denn dei Broatn' stehn loassen, du bledes Hascherl?« Und die Resl ereifert sich und sagt, dass sie die Platte nur schnell auf die Bank gestellt habe, um noch Holz nachzulegen im Herd, und derweil sei »das sakrische Hunderl« hereingeflitzt und habe sich mit dem ganzen Braten aus dem Staub gemacht, ehe sie sich umwenden konnte. Wir trösten die Resl, dass wir für den Schaden aufkommen werden, und dass unser »Chüeri« gewiss nie etwas von einem Tisch herunter nehme, dass man aber auch keinen Hund in Versuchung führen solle, indem man ihm einen duftenden Braten eben in Nasenhöhe hinstelle.

Es gefällt uns so gut in Feldkirch, dass wir einen Rasttag halten, und den Vormittag wollen wir der Besichtigung der Schattenburg widmen, die auf steilem Hügel über dem Städtchen thront. Steil führt der Weg um den Burghügel und in ein gewölbtes Tor zum Burghof, von armdicken Mauern umrahmt. Malerisch ist diese alte Burg, die von den Appenzellern im Jahre 1406 niedergebrannt, später wieder aufgebaut wurde. Der Bergfried mit dem düstern Verliess hat jenen Sturm überstanden und stammt noch aus der ältesten Zeit. Auch die Ritterstube mit den schweren eichenen Pfeilern und Trägern. Hier sitzen wir beim perlenden Glas und tragen unsere Namen ins Gästebuch. »Chüeri« hat allerlei zu schnüffeln an den alten Tragpfeilern, und plötzlich ist er nirgends mehr. Schon wollen wir ihn suchen geh'n, da hören wir ein kurzes, zeitweiliges Kläffen. Wie wir in den Burghof hinuntersteigen, sehen wir unsern »Chüeri« in einem schrecklichen Kampf mit einem Schwarm Wespen. Sie umsurren ihn, aber flink schnappt er nach ihnen, und eine um die andere fällt seinem eifrigen Schnappen zum Opfer. Er hat in diesem Schnappen nach Insekten eine grosse Fertigkeit, und oft haben wir ihn gescholten, wenn er einer fleissigen Biene aus lauter Jagdlust den Garaus machte. Nun fürchten wir für ihn, er werde ein ganz zerstocheenes Maul haben, aber er scheint gegen Wespenstiche immun zu sein oder diese Biester so schnell und sicher zu quetschen, dass sie keine Zeit finden zur Anwendung ihrer Stacheln. Mehr als ein Dutzend Wespen liegt tot oder flügelahm auf dem Kampffeld, das unser »Chüeri« nun stolz verlässt, uns wieder in den Rittersaal zu folgen.

Der nächste frühe Morgen sieht uns auf Seitenwegen über die Dörfer in Schritt und Trab über Bludenz hinaufziehen an den Arlberg. »Chüeri« bellt vor Lust, dass es nun wiederum weiter geht. Freundlich sind diese kleinen Dörfer des Vorarlberg; als letzter Gruss eines vergehenden Herbstes leuchten die Asten an zierlichen Gartenhecken. Halten wir zu kurzer Rast, so bringt uns eine Bäuerin herrlichen Apfelwein. Es geht schon auf den Abend hin, wie wir gegen Klösterle am Arlberg hinaufziehen, und wir überholen einen Vorarlberger in lederigen Kniehosen, der mit seinem Esel bergwärts zieht. Dem Esel hat er allerlei aufgebastet, obenauf ein Fässchen Wein und als Seitenlasten einen Sack und einen Korb. »Chüeri« möchte den Esel zu schnellerer Gangart treiben, aber er lässt sich nicht aus seinem gleichmässigen, geruhsamen Tritt bringen. Der Bauer, der ihn treibt, ist schon in gewissen Jahren und hat ein freundliches, aber auch pffiffiges Gesicht. Unser »Chüeri« scheint ihm zu gefallen: »Noa, du sakrisches Hunderl, loass mer mai Esel in Ruah, gell!« Dabei droht er mit seinem derben Knotenstock, was unserm »Chüeri« gar nicht imponiert. Uns schenkt der Bauer einen freundlichen »Guatn' Oabend zsamml!« und fragt gleich, wie weit die Reise heute noch gehen möge. Wie wir ihm sagen, dass wir in Klösterle

Nachtquartier nehmen würden, wenn wir Stallung für unsere vier Pferde fänden, ist er eifrig mit seinen Ratschlägen zur Hand: »Joa, in Klösterle san's guat affghobn', oaber Sia miassens net in den grossn' Goasthof gehn im Derfle drinn. Sia miassens voraussi geahn', stucka draherent Schritt ob deam Dorf, doa is a klain's Gastheferl, a guats, da san's affghobn' wie a Spatzerl im Hanffeld. Und a Bauer is a dort und hoat ain grossen Stall, da kennens die Pferd!' guat unterbringen.« Wir danken für den Rat, und da sich der Mann auszukennen scheint, nicken wir zur Zusage. Er will aber seiner Sache ganz sicher sein und ruft uns noch nach: »Oalso net in grossn' Goasthof, da werden's nua ausgewurzt, dia Fremdn', in klainen Goasthof oaben am Derfel!« Wir haben mit unsern eiligen Pferden schon hundert Schritt Vorsprung vor seinem bedächtigen Esel, aber ich rufe ihm zu, dass die Sache in Ordnung gehe. Dieses Klösterle ist gar kein Dorf, nur ein paar Häuser rings um einen stattlichen Gasthof. Das muss also der sein, wo die Fremden »ausgewurzt« werden, so marschieren wir gleich zu. Aber mit den dreihundert Schritten mehr hat der Bauer wohl sein besonderes Mass. Es geht ordentlich weiter, bis wir ausserhalb ein winziges Weinpintlein entdecken und uns schon überlegen, ob wir wohl nicht angeführt worden seien. Aber gleich unterhalb ist ein mächtiger Bauernhof, und ein kleiner Bauer mit einem buschigen, schwarzen Vollbart gibt freundlich zusagenden Bescheid, wie wir nach einem Stall fragen. Unsere Pferde kommen in einen uralten Stall mit klafterdicken Mauern, und viele Kühe stehen darin und Kälber und Schafe und Ziegen; Hühner, Schweine, Kaninchen und Katzen streifen herum. Uns gefällt's so gut, dass wir gleich neben unsern Pferden für uns und »Chüeri« Stroh aufschichten zum Nachtlager. Dann gehe ich hinauf ins kleine Weinpintlein, und eine fesche Wirtin gibt Bescheid und bereitet auf meine Bestellung ein gutes Abendessen für die Mannschaft. Wie wir eben zu Tische sitzen, rückt vor dem Pintlein der Bauer mit dem Esel an, lädt sein Weinfässchen ab und Sack und Korb und nimmt dem Esel den Saumsattel vom Rückken. Alles versorgt er dann im Keller und tritt darauf in die Gaststube und ist hoch erfreut, dass wir seinem Ratschlag wirklich folgten. Und wir lachen, wie er gleich bekennt: »Wiassens, dia Herrn', ia bin nämlech dear Wirt hiar. Uand glai werdens' seahn, wie mai Frau a guate Kichn' fiaht.« Also deshalb hat er uns den grossen Gasthof so ausgemacht! Der Wirt setzt sich zu uns und trinkt ungeniert von unserm Wein, und wir haben nichts dagegen, denn der Wein ist etwas sauer, aber billig. Er möchte uns den »Chüeri« abkaufen, der könnte ihn jeweils begleiten mit seinem Esel nach Landeck hinüber und nach Bludenz hinunter. »Chüeri« aber fühlt sich über derlei unpassende Vorschläge hoch erhaben und betrachtet unsern Wirt mit scheelem Seitenblick und offenbarer Geringschätzung. Damit scheint er sein Ansehen beim Wirt nicht zu schmälern, denn dieser hat für ihn nur ein Lob: »A faines Hunderl' ist des, a scheenes. Da mecht ia miar a Zucht affbaun' uand an guatn' Oabsatz findn' fiar dia Klainen.« Aber auch diesen Vorschlag, zum Stammvater einer Entlebucherzucht im Vorarlberg zu werden, straft unser »Chüeri« mit offenbarer Ablehnung.

Es ist schon sternfunkelnde Nacht, wie wir hinüber gehen zum Stall, und wie wir noch nach unsern Pferden gesehen haben, betten wir uns ins Stroh, und »Chüeri« kuschelt sich ganz nahe zu mir. Die nächtliche Stille wird nur durch das Mahlen der Kühe, das Schnauben der Rosse und bisweilen durch das Blökken eines Schafes unterbrochen. Heute, wie vor vielen hundert Jahren, dieser Stall und diese Stille und dieses leise Schnauben der Tiere, die seltsam träumen mögen. Auch »Chüeri« scheint einen schweren Traum zu wälzen, denn zuweilen kläfft er leise und schnappt, wahrscheinlich führt er im Schlafe nochmals den schrecklichen Kampf mit den Wespen der Schattenburg.

*Wie »Chüeri« durchs heil'ge Land Tirol zieht
und viele Bekanntschaften macht und in grosse Bedrängnis kommt
und »Arbalète« ihm aus der Klemme hilft*

Früh vier Uhr ist Tagwache, denn um sechs Uhr wollen wir auf dem Weg sein, und vorher gibt's noch Stalldienst und vieles zu besorgen. »Chüeri« streckt sich und gähnt und jagt dann gleich die Hühner aus dem Stall, als ob er hier Zuhause wäre. Es beginnt zu tagen, wie wir uns mit vielem Dank von dem bärtigen Bauern verabschieden, der eine recht bescheidene Rechnung stellte, und oben beim Pintlein steht auch schon der Wirt in seinen Kniehosen und wünscht uns gute Reise. Von »Chüeri« möchte er sich besonders verabschieden, aber dieser würdigt den armen Wirt keines Blickes und beginnt seinen allmorgendlichen Sport, an den Pferden hochzuspringen, sie zu umkreisen und mit seinem Bellen die Leute zu inkommodieren, die noch ein paar Atemzüge ausschlafen möchten. So erscheint auch der Kopf der Frau Wirtin mit der Nachthaube am kleinen Fensterlein, und sie winkt uns ihre Abschiedsgrüsse und ruft uns Glück zu zur weiten Reise. Ein goldiger Morgen mit herbstlicher Kühle steigt über dem Arlberg herauf, und über die Passhöhe fegt ein eisiger Wind. Die Firne der Lechtaler Alpen leuchten im Morgenrot, und unsere Pferde streben bald eifrig talwärts, ab der Bise zu kommen. In St. Anton scheint noch alles zu schlafen, und wir steigen gleichsam unbemerkt nieder ins heil'ge Land Tirol. Die Tiroler werden aus unserm Zug nicht klug. Eben hat Mussolini seinen Abessinienfeldzug gestartet, und viele Südtiroler, die einberufen wurden und für einen Eroberungsfeldzug nach dem fernen Afrika ausrücken sollten, haben gefunden, dass sie dieser Krieg wirklich nichts angehe und sind scharenweise herüber geflüchtet nach dem österreichischen Tirol. So folgen uns sagenhafte Gerüchte und überholen uns. Drei Gendarmen sperren die Brücke über den Inn bei Landeck, und wir müssen genaue Auskunft geben, und später erzählen uns die Innsbrucker Offiziere lachend, von überall her aus dem Oberinntal seien telephonische Alarmrufe nach der Hauptstadt des Tirols gekommen, eine italienische Kavalleriepatrouille mit Maschinengewehrpfers und Spürhund ziehe innabwärts, um Südtiroler Deserteure einzufangen. Unser »Chüeri« marschirt also unter dem sehr ernsthaften Verdacht, ein italienischer »Spürhund« Mussolinis zu sein und armen Südtiroler Deserteuren sich an die Fersen zu heften, sie einem grausamen Schicksal auszuliefern! Er weiss nichts davon und treibt sonst Allotria. Wenn eine Vieh- oder Hammelherde auftaucht, dann ist er im Element und glaubt, er sei wieder Adjutant des Sennen von Riffenmatt. Trotz unserer Abmahnung beginnt er die Herde zu umkreisen, jagt sie zum Erstaunen des Hirten in die Wiesen und kläfft ausbrechende Einzelreisende in die Fesseln, dass sie erschrocken mit hochgestelltem Schweif dem grossen Haufen zugaloppieren. Hat der Hirte einen Hund, so greift dieser nach Schuldigkeit ein, und wir haben die schönste Keilerei. Aber »Chüeri« ist immer der Flinkere, und wie ein Wiesel fährt er um den grössern Hund herum und schnappt ihn in die Hinterläufe. Doch dies ist nicht sein einziger Sport. Wo eine Türe oder ein Tor offen steht, muss er unfehlbar seine neugierige Nase hineinführen. Aus einem Hausgang flüchtet er mit kläglichem Geheul, und hinter ihm erscheint mit gesträubtem Buckelhaar ein sieggewohnter Kater vom Tirol. Noch ärger gerät »Chüeri« in die Klemme, wenn ihn etwa zwei oder drei kampflustige Haushunde zusammen anfallen. Die Schäferhunde besonders sind arge Draufgänger. Einem allein wird unser Entlebucher immer Meister. Aber wenn zwei Gegner plötzlich auftreten oder gar mehr, dann muss ich ihm mit »Arbalète«, meinem Pferd, zu Hilfe eilen, soll die

Rauferei nicht zu einer Niederlage für unsern kleinen Weggenossen ausarten. Selbst die grössten Doggen nehmen Reissaus, wenn »Arbalète« sie attackiert. Und selbstbewusst, wie ein sieggewohnter Gladiator, verlässt immer unser »Chüeri« die Walstatt.

Wie wir haltmachen zur Mittagsrast oder sonst, da schliesst unser »Chüeri« stets gute Bekanntschaften. Oft mit andern Hunden, denn nicht mit allen hat er einen Strauss. Aber auch mit pausbackigen Tirolerkindern. Sie können ihn am Halsband zerren und an den Ohren und Läufen oder sich mit ihm am Boden herumbalgen, stets ist er mit Kindern nachsichtig, grossmütig und ritterlich, wie das ein edler Hund sein soll.

Im alten Gasthof zu Haiming nehmen wir Nachtquartier. Träge ziehen die Fluten des Inn an diesem Gasthof vorüber, und die rauschenden Wasser des Engadins haben sich zu einem breiten, sanften Fluss gewandelt.

*Wie fürstlich »Chüeri« im schönen, alten Innsbruck Tafel hält
und über die Kitzbühler Alpen nach dem Pinzgau zieht
und einen schrecklichen Kampf mit den Raben und Bergdohlen besteht*

In Innsbruck sind wir Gäste des sechsten leichten österreichischen Artillerieregiments, die Pferde in den Stallungen, meine Leute in der Kaserne, mich führen die Offiziere in den »Grauen Bären«. Heimelig ist die schöne Hauptstadt des Tirol mit ihren Lauben und Erkern und mit den alten Toren und der Hofburg. Der alte Wirt Innerhofer lebt noch und zählt neunundneunzig Jahre, und ein Jahr später werden wir auch noch seinen hundertsten Geburtstag mit ihm feiern. Er ist ein alter Standschütze vom Tirol. Den Gasthof führt die Grosstochter und hat fünf hübsche Töchter, und alle sind forsche Reiterinnen. Im Stall stehen drei rassige Renn- und Springpferde, die Marthe ist die erfolgreichste Turnierreiterin des Tirol und reitet mit ihrem Falben die hohe Schule. Rasch ziehen die Stunden vorbei im schönen Innsbruck, und wir sind wohl aufgehoben. Die Innsbrucker geben unserm »Chüeri« ihre Vorschusslorbeeren, und er darf mit zur Table d'hôte, und alle Gäste des »Grauen Bären« möchten ihm die besten Bissen zuhalten. Eine alte Gräfin aus Wien will ihn immer neben sich haben, und der Kellner muss ihm einen Stuhl zu ihrer Seite rücken, damit sie ihm die besonders saftigen Bratenstücke gleich in seine Entlebucher Schnauze stecken kann. Und »Chüeri«, der Undankbare und Ungetreue, flitzt immer wieder vom Stuhl herab und geht auch zu den andern Tischen naschen, und wenn ich mit ihm schimpfe, so nehmen ihn die Damen in Schutz und verpfuschen mir meine mühsame Erziehung. Die Gräfin möchte ihn gleich behalten, das sei »a fesches Hunderl, a herziges«, und wir könnten ihn ja dann wieder bei ihr abholen, wenn wir von der Türkei zurückkehrten, sonst stosse ihm noch etwas zu auf der weiten Reise.

Einen Rasttag müssen wir machen in Innsbruck, so und nicht anders wollen es die Artillerieoffiziere, und dieser Rasttag hat ein vollgerütteltes Programm mit Besichtigungen, Ausflug auf den Berg Is, Kegelabend und Schrammelmusik im »Goethestüberl«. »Chüeri« ist immer mit dabei, und beim Kegelschieben zerstört er uns eine ganze Partie, indem er in die Bahn gerät und vor dem rollenden Kegel flüchtend die ganze Kegelbande niederwirft, um dann heulend hinauszuspringen.

Auf strahlende Herbstsonnentage folgt ein regenreicher Montag, an dem wir weiterziehen. Die Marthel lässt ihren Falben satteln und gibt uns das Geleite bis zur Brücke von Terfens. Derweil die Saumkolonne über die grosse Strasse zieht, stieben wir seitab durch Wald und Heide, fast immer im flotten Jagdgalopp, und »Chüeri« muss mächtig ausholen, um uns zu folgen. Nach kurzem Abschied jagt die Marthel mit ihrem Falben wieder innaufwärts Innsbruck zu, und »Chüeri« sieht der flotten Reiterin nicht ohne Wehmut nach, will mir scheinen. Ich muss ihn mehrmals rufen, bis er sich neben meinem Pferde her weitertrölt. Es regnet in einem zu, und tief herunter hängen die Nebelfetzen von den Tiroler Kalkalpen. Vor dem alten Städtchen Rattenberg holen wir die Saumkolonne ein, und nun scheint »Chüeri« die Marthel samt ihrem Falben bereits wieder vergessen zu haben und keift den Winkelried« an, der mit seinem schweren Karren tapfer durch den Regen stapft.

Die erste Strecke hinauf ins Brixiertal nehmen wir noch mit dem sinkenden Abend in Angriff. Es beginnt zu schneien, und bald ist die Strasse ein Geflotsch. Tapfer beinelt unser »Chüeri« neben den Pferden her und stäubt sich bisweilen das nasse Fell. Mit diesem frühen Winter kann das ja nett werden, fast wollen uns Zweifel an der Durchführbarkeit dieser winterlichen Expedition in den Balkan aufsteigen. Aber man muss auf solcher Reise optimistisch einen Tag um den andern nehmen.



»Chüeri« marschirt über die Kitzbühler Alpen

Und gleich am andern Morgen begrüsst uns nach kurzer Nachtrast ein neuer strahlender Herbsttag und gibt uns alle Zuversicht zurück. Auch dem »Chüeri«, der wieder einmal den doppelten Weg macht oder mehr, weit voraus tollt, uns dann fast bis an sich heranrücken lässt und dann wieder ausreisst. In Kitzbühel, dem berühmten Fremdenkurort, halten wir eine Mittagsrast, und ein Stadtgendarm erscheint, und möchte uns im Auftrag der Stadtverwaltung zu einem Aufenthalt einladen. Aber wir müssen dankend ablehnen, denn wir wollen noch hinüber über den Pass Thurn und hinunter nach dem fernen Mittersill im Pinzgau. Der Pass hat Schnee, und endlos lang geht's aufwärts, meistens durch Wald. Unser »Chüeri« schaut sich nach Abenteuern um, aber nirgends mehr weidet eine Kuh, und keine Schafkoppel ist zu sehen. Da plötzlich pfeilt er über die Weiden, und ein Hundert Raben und Bergdohlen erheben sich krächzend zur Flucht, wie sie unsern Entlebucher mit lautem Kläffen heranpfeilen sehen. Aber nicht weit davon geht die schwarze Schar wieder nieder, und »Chüeri« nimmt einen neuen Anlauf, und zuletzt wird es den Raben und Dohlen wohl zu dumm und sie beginnen, unsern »Chüeri« mit ihren Schnäbeln zu

attackieren. Aber »Chüeri« schnappt nach ihnen und macht hohe Sprünge, und einen alten Rabenvater erwischt er am Frack und wirft ihn wirbelnd in die Luft, dass die Federn fliegen. Immer schrecklicher wird jetzt der Kampf, und wohl ein Dutzend Raben stossen gleichzeitig auf unsern »Chüeri« nieder. Da müssen wir ihm wohl zu Hilfe eilen, und ich löse einen Karabinerschuss, dessen Donner die Wälder und Flühe in vielfachem Echo zurückwerfen, und die ganze, schwarze Schar erhebt sich krächzend zu eiliger Flucht, und unser »Chüeri« schaut ihnen verwundert und siegesstolz nach. Nun rufen wir ihn aber energisch zurück, und er trollt herbei und lässt schuld bewusst den Kopf hängen. Aber gar nicht lange. Man kann auch nicht lange mit ihm schimpfen, denn wenn man ihn halb zornig, halb belustigt einen »Luusbueb« schilt, so schaut er so treuherzig von der Seite am Pferd empor, dass man seine helle Freude hat. Wie viel Abwechslung und wohl auch manche Aufregung bringt so ein Hund mit auf langer Reise, und wir möchten ihn als Gefährten nicht mehr missen. Wieder setzt Schnee und Regen ein. Nun geht's hinunter nach dem Pinzgau, und abends spät erreichen wir am Fusse der Passstrasse ein kleines, nettes Gasthaus zu Mittersill. Hier nehmen wir Quartier, und nachdem die Pferde versorgt, können wir uns am Kaminfeuer wärmen. Der grobe Klotz im Kamin spräzelt und wirft Funken, aber »Chüeri« legt sich ganz nahe hin und lässt sein nasses Fell dampfen. Bald trägt die Wirtin eine kräftige Suppe auf, und von allem erhält auch »Chüeri« sein wohl gemessen Teil, und wir erholen uns von den Strapazen.

*Wie »Chüeri« auf Brautschau geht und die Gänse vom Mondsee ihn ins Gedränge bringen,
und wie er grosse Mühe hat, aus den rollenden Wogen der Sintflut zu fliehen,
und wie er mit dem Briefboten vom Altersee um die Wette läuft*

Hügelauf, hügelab auf guten, schmalen Strassen geht's ins sagenumwobene Salzkammergut. Rechts liegt der Wolfgangsee, und dort muss auch das Weisse Rössl'« stehen, in dem man nach dem bekannten Schlager die Sorgen vergisst. Aber wir wollen hinüber an den Mondsee. Bald setzt ein scharfer Wind ein und zerrt rücksichtslos das goldene, herbstliche Laub von den Bäumen, und dann folgen die ersten Regenschauer, ganz unerwartet, nachdem der Morgen so strahlend heraufzog. Am Mondsee steht das alte, gewaltige Schloss des Grafen von Almada. Hier machen wir Mittagsrast, denn ein richtiger Sturm hat eingesetzt und peitscht den Regen waagrecht in die Augen von Mann und Ross und Hund. Alles im Schloss und Park weist auf die Not der Zeit und dass für diese feudalen Sitze die Glanzzeiten wohl für immer vorbei sind. Das Unkraut wuchert über die geheimnisvollen Pfade des weiten Parks, und ungepflegt scheinen die Bosquets und Anlagen. Nur die dicken Mauern des Schlosses trotzen der Ungunst der Zeiten, in der gewaltigen Schlossküche aber bröckelt der Gips von den Dielen. Die Frau des Kastellans holt eben ein Dutzend grosser, brauner, wohlriechender Brote aus dem Ofen. Wie wir essen, fällt uns plötzlich auf, dass unser »Chüeri« nirgends mehr ist; da muss etwas besonderes vorgefallen sein, denn sonst ist er beim Essen immer dabei. Da hören wir plötzlich draussen sein ängstliches Gekläff. Unbemerkt muss er hinausgewischt sein, denn hinten im Hundezwinger hatte er bereits bei unserm Kommen mit der Jagdhündin das Grafen anbandeln wollen. So ist er wohl auf Brautschau gegangen und nun irgendwie in die Klemme geraten. Wir eilen hinaus und richtig, da steht unser »Chüeri« in einem

engen Durchpass und weiss sich nicht zu helfen. Zwei riesige Gänseriche verstellen ihm den Ausweg und schlagen schreiend mit ihren gewaltigen Flügeln und hinter ihnen hält, auf die Tapferkeit ihrer Männerwelt vertrauend, die schnatternde Damenschar im weissgefiederten Flor. Bei unserm Kommen stiebt die holde, weisse Weiblichkeit schnatternd in alle Winde; nicht so die Gänseriche, eingedenk dessen, dass ihre Ahnen vor alten Zeiten das Kapitol und das ewige Rom retteten. Aber schliesslich gewinnen wir dank unserer Uebermacht die Schlacht und können unsern »Chüeri« aus schimpflicher Gefangenschaft befreien und im Triumph in die Schlossküche zurückführen. Nun leckt er sich am Ofen selbstzufrieden die Tatzen, als ob nichts geschehen wäre.

Der Sturm umbraust das Schloss und rüttelt an Fenstern und Laden und peitscht den Regen gegen die Scheiben. Der Kastellan möchte uns hier behalten, aber wir können nicht wegen jedem Sudelwetter halbe Reisetage verlieren. Die Kastellanin packt uns eines ihrer duftenden, noch heissen Brote in die Sac-cochen, und wir revanchieren uns mit zwei Schachteln Gerber-Käse. Vom Schloss geht's gleich durchs kleine Städtchen, und wir traben nun dem Mondsee entlang, der ein romantischer und lachender See sein muss an lichten Tagen. Nun sehen wir nicht viel von ihm, denn wir müssen die Lippen zusammenkneifen und die Hüte tief in die Stirn drücken, damit sie uns der Sturm nicht entführt trotz dem Sturmband unterm Kinn. So geht es fletschend durch die Lachen und hinüber zum Attersee. Der Sturm wächst an zum Orkan und peitscht die hohen Wellen über das schmale Strässchen, und eine wahre Sintflut scheint hereinzubrechen. Erschrocken drängen die Pferde gegen das Strassenbord linker Hand, nur »Arbalète« tragt tapfer durch die Fluten. »Chüeri« flüchtet sich hoch ans Bord hinauf und pfeilt durch den Sturm, aber das fröhliche Bellen ist ihm vergangen. Bald holt er einen Mann mit fliegender Pelerine ein, der am Bord hinhastet und sich auch oft an den Sträuchern und Graswurzeln festklammert, um nicht in den See hinausgespült zu werden. Ein Briefträger ist's. Wir rufen ihm zu, aber er scheint im Sturmesbrausen nichts zu hören und klettert und läuft mit unserm »Chüeri« um die Wette. Erst am andern Tag vernehmen wir das Ausmass der Katastrophe, wie die Zeitungen berichten, über das Salzkammergut sei ein Sturm von unerhörter Heftigkeit hinweggebraust, habe Bäume entwurzelt und Telephonstangen geknickt und Dächer weggetragen, Kamine umgeworfen und grosse Holzbestände in die Fluten des Sees getragen.

*Wie »Chüeri« ohne Patent auf die Hasenjagd geht und eine Schrammelmusik aus dem Konzept bringt,
und wie er im Bett des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich schläft
und mit der riesigen Dogge von St. Polten einen grausamen Kampf auf Leben und Tod siegreich beendet*

Wieder hat das Wetter umgeschlagen, und ein herrlicher Herbsttag lässt den Dunst von den braunen Aeckern steigen, wie wir über die einsamen Höhen und durch die Wälder von Puking traben. Nie vordem sahen wir so viel Wild. Rehe wechseln in kleinen Rudeln ganz nahe über die Strasse, flüchten einige Sprünge nur seitlich ins Feld und blicken verwundert unsern eiligen Pferden nach. Erblicken sie unsern »Chüeri«, so stampfen sie unwillig mit den schmalen Hinterläufen. »Chüeri« scheint förmlich zu zittern vor Aufregung und Jagdlust, aber wir halten ihn mit scharfem Zuruf an der Seite der Pferde: »Chüeri, hie, nimm di zsämme! ,Chüeri' folgsch', wart i will' dr!« Viele hundert Hasen scheucht der Hufschlag aus

den Feldern, ganz nahe vorbei flüchten Rebhuhn und Fasan. Die Eichhörnchen retten sich auf die untersten Aeste; so nahe äugen sie herab, dass wir sie, wenn wir uns in den Bügeln reckten, wohl haschen könnten. Einmal wechselt auch ein stolzer Hirsch über die Bahn und trollt sich seitwärts in ein dichtes Gebüsch. Dann wieder freies Feld und wieder Hasen zu Dutzenden. Eilig hüpfen die weissen Schwänzchen über die Schollen. »Chüeri« scheint in allen vier Läufen zu zucken und schielt an den Pferden empor, ob wir wohl nicht einmal etwas anderes zu tun hätten, als immer nur auf ihn acht zu geben. Und plötzlich nützt alles Abmahnen nichts mehr; in gewaltigen Sätzen pfeilt unser Entlebucher hinter einem Hasen her. Doch Meister Lampe treibt nur sein Spiel mit ihm, schlägt Hacken links herum, schlägt Hacken rechts herum, und jedesmal rennt »Chüeri« mit Schwung geradeaus ins Nichts. Bald sind Hase und Hund verschwunden. Wir halten und rufen. Wir warten lange — kein »Chüeri« erscheint. Es beginnt zu dunkeln; ich galoppiere mit »Arbalète« weit hinaus ins Feld. »Chüeri, Chüeri!« ruft die ganze Mannschaft. Schon wollen wir im nächsten Dorfe Quartier nehmen, um uns auf die Hundesuche zu machen, da erscheint unser Sünder mit tief heraushängender Zunge und wedelt sehr freundlich zu unserm Schimpfen. Gewissensbisse scheint er keine zu empfinden.

Herrlich ist die Wachau. Sanft zieht die Donau zwischen hohen Felsen und waldreichen Hängen vorbei, hoch oben thront das mächtige Kloster von Melk. Ueberall geniessen wir gut österreichische Gastfreundschaft, und besonders in den kleinen Garnisonsstädtchen geht es meist hoch und lustig her. Die Offiziere wissen die lauschigsten Plätzchen, die niedlichen Heurigenstuberl, wo fesche Mädels den Wein kredenzen und die schönen alten Lieder zu Klavier oder Laute singen. Auch unserm »Chüeri« scheint dies meist zu gefallen; nur einmal bei einer Schrammelmusik fährt er dazwischen, dass die ganze Zuhörerschaft in frenetischen Jubel ausbricht. Er hat sich unter den Tisch gelegt und schläft trotz der Musik und den Schnadahüpferln. Wir sitzen ganz vorne bei der Pauke, die eigentlich gar nicht zu einer Schrammelmusik gehört. Und wie der Paukist einmal plötzlich zu derb hinhaut, schreckt unser »Chüeri« aus tiefem Schlaf empor und springt mit Gebell dem dicken Paukisten in den Hosenboden. Der haut vor Schreck noch stärker aufs Fell und macht einen riesigen Sprung: »Kruzitirk'n, dua Miastviach, du gschertes, hast dua mich derschreckt!« Für den Rest des Abends muss »Chüeri« an die Leine.

In der riesigen Kavalleriekaserne zu Enns haben »Chüeri« und ich wieder einmal ein illustres Quartier. Das Zimmer des zu Sarajewo ermordeten Thronfolgers Erzherzog Ferdinand. Ein einfaches Zimmer zwar nur, mit einem harten Soldatenbett. Der Erzherzog logierte oft hier, denn er war Kommandeur des Ennser Dragonerregiments. Die Infanterie von St. Polten will uns auch zu Gast. Und hier haben's »Chüeri« und ich noch nobler. Das Besuchszimmer der Offizierskaserne trägt über dem Eingang eine Marmortafel. In diesem Zimmer schlief einmal, nach der Inschrift, im Jahre 1895 der alte Kaiser Franz Joseph, wie er die Garnison inspizierte. Sogar das Bett soll noch das selbe sein. »Chüeri« und ich als gute Demokraten wollen uns darauf nicht allzuviel einbilden. Oder vielleicht der »Chüeri« doch? Wie ich in der Nacht erwache, fühle ich wie ein Doggeli eine schwere Last auf meinen Füßen und wie ich hingreife, ist es dieser Tausendsassa von »Chüeri«. Als ob das Schaffell vor dem Bette nicht weich genug wäre! So ist denn wohl »Chüeri« der einzige Entlebucher, der im Bett des Kaisers Franzl schlief.

Der folgende Tag muss ein Ruhetag sein. So will es ein freundlicher, alter Stabsoberst der Verwaltung, und so nehmen wir seine Einladung, einen Tag im schönen, alten St. Polten zu verweilen, gerne an. Es ist zudem ein Sonntag und ein goldener, wohl bald letzter Herbsttag. Wie ein guter Papa spaziert der Herr Oberst mit »Chüeri« und mir durchs Städtchen. Auf der Stadtpromenade rascheln die letzten goldgelben Blätter zur Erde, und es ist eine unbewusst etwas schwermütige Stimmung erstmals auf dieser Reise. Macht das nur das Sterben der Natur oder ist es eine Ahnung, welche fürchterlichen Ereignissen bald dieses gemütliche Oesterreich und die ganze Welt entgegengeht? Selbst der »Chüeri« scheint heute zu keinen Streichen aufgelegt und trottet folgsam hinter dem Herrn Oberst her. Aber sein sittsames Betragen nützt ihm heute nichts. Von einer Seitengasse her kommt eine riesige Dogge in langen Sätzen und gleich auf unsern »Chüeri« zu. »Chüeri« hat für Angriffe solch massiver Uebermacht seine eigene Taktik. Er sträubt sein Haar wie eine Bürste und lässt den Goliath dicht heran. Dann flitzt er zähnefletschend zur Seite und ist der Dogge schon an den Hinterläufen. So eilig sich die Dogge wendet und mit ihrem gewaltigen Maul zuschnappen will, immer ist unser Entlebucher wieder hinten, packt rasch zu und flitzt schon wieder weg. Der Herr Oberst regt sich furchtbar auf und will mit dem Säbel dazwischen. Aber ich halte ihn zurück. Er solle den »Chüeri« nur machen lassen, der werde mit jeder Dogge fertig. Eine Weile dauert's allerdings noch, und der grausame Kampf scheint lange unentschieden. Aber unser »Chüeri« ist unermüdlich an der Hinterfront des gewaltigen Feindes, und einmal schnappt er so zielgerecht nach dem einen Hinterlauf des Angreifers, dass dieser ihn eilig an sich zieht und nun nur noch auf drei Pfoten sich wenden kann. Nun ist »Chüeri« klar im Vorteil und nützt diesen auch weidlich aus, und die riesige Dogge von St. Polten wendet sich zur Flucht. »Chüeri« ist so frech, dass er sie noch die ganze Gasse hinauf jagt trotz unserm Abmahnen. Eine grosse Menschenmenge hat sich auf dem Kampfplatz eingefunden, und wie nun endlich unser Entlebucher ganz gemächlich wieder herantrollt, erntet er reichen Beifall mit Zurufen und Händeklatschen und nimmt diese spontane Ovation als Selbstverständlichkeit entgegen. Der Herr Oberst ist höchst erstaunt: » Dös is a sakrisches Hunderl, a sakrisches!« Und er tätschelt ihm anerkennend den Rücken.

*Wie »Chüeri« durch den Wienerwald nach der alten Kaiser Stadt marschiert
und wie er mit selbstverständlicher Wurstigkeit durch das Grossstadtleben pfeilt
und ohne Parole die Schildwache von Breitensee passiert*

Wien ist nicht mehr die alte, stolze Kaiserstadt eines mächtigen Reiches, das bis an die russische Grenze und nach der Türkei hinunter reichte, es ist die Hauptstadt einer ungleich viel kleinern Republik, fast zu gross, um so weiterzuleben. Aber es hat seinen alten Charme behalten. Im Wienerwald empfangen uns Offiziere des schweren Artillerieregiments Wien, die uns im Auftrag von Herrn Bundeskanzler Schuschnigg in die Breitenseer Kaserne führen. Und nun haben wir ein vollgerütteltes Programm für drei knappe Rasttage. Fürst Kinsky lässt mir seinen Wagen zur Verfügung stellen mit Livreechauffeur, und so flitzen wir in der grossen Stadt herum und zum Schloss Schönbrunn und auf den Berg Kobcnzl und nach dem romantischen Grinzing. »Chüeri« kommt sehr ausgiebig zum Autofahren, und er schaut blasirt von seinem hohen Polstersitz hinaus in das Getriebe. In die Museen und kaiserlichen Schlösser und in die

Kirchen darf natürlich unser »Chüeri« nicht mit, sondern muss im Wagen sitzen bleiben. Und kommen wir zurück, hat er meistens alles drunter und drüber gekehrt. Denn wenn irgendein Vetter Hund vorübergeht, dann erhebt unser Entlebucher ein Kampfgeheul wie ein Sioux-indianer und kläfft gegen die Autoscheiben, und der vorübergehende vierbeinige Bürger von Wien ist meist erst sehr erstaunt, springt dann ebenfalls an der fürstlichen Limousine hoch, und die Leute haben an diesem durch die Autoglasscheibe getrennten Zweikampf ihre helle Freude. Weniger der Chauffeur, wenn er zurückkehrt und alle Scheiben am Wagen von der Schnauze unseres »Chüeri« verschmiert sind und alle Decken zu einem Knäuel am Boden und die Mäntel dazu und auch die Aussenseiten des Wagens von den Pfoten der Wienerhunde bis zum Traufblech mit Strassenkot und Staub bekleckst sind. Aber der Chauffeur muss seinen Aerger hinunterschlucken und darf gar nichts dergleichen tun, denn unser »Chüeri« ist jetzt ein gar nobler Hund im fürstlichen Wagen und Gast des österreichischen Bundeskanzlers. Gehen wir aber ausnahmsweise zu Fuss durch die schöne Stadt, dann flitzt unser »Chüeri« mit einer beispiellosen Wurstigkeit durch den Verkehr des Grosstadtlesens. Er findet sich so sicher zurecht, dass wir gar nicht daran denken, die ihm so verhasste Leine hervorzunehmen. Er sieht die schönsten Sachen, darf in der spanischen Hofreitschule die prachtvollen schneeweissen Lippizaner bewundern, die in der hohen Schule vorgeritten werden, er darf mit in den Prater und in den Wurstlprater und sogar mit aufs hohe Rad, wo man so kitschig hoch erhoben wird, dass man fast ganz Wien überblicken kann, und abends darf er noch mit in die Heurigenstuberl, nur ins Burgtheater können wir ihn nicht mitnehmen, denn Herr Bundeskanzler von Schuschnigg hat uns die kaiserliche Hofloge zur Verfügung stellen lassen, und während wir »Hanneles Himmelfahrt« beiwohnen, muss unser »Chüeri« im Gastzimmer der Breitenseer Kaserne an den Pfoten saugen und hat ganz von uns ungewollt wieder einmal Zimmerarrest. Nach dem Theater geht man im lebensfrohen Wien nicht gleich heim, sondern noch irgendwo auf eine Tanzdiele, und so ist es reichlich spät oder früh, wie ich die Zimmertür zuhinterst in einem endlos langen Kasernengang aufsperrte. Das gibt ein Wiedersehen! »Chüeri« kriecht unter dem Bett hervor — muss er allein in einem Zimmer bleiben, dann verschwindet er sofort unter dem Bett — springt an mir empor und erhebt ein Freudengeheul, dass ich ihn kaum beschwichtigen kann, und nebenan hört man einige Offiziere erwachen und schlaftrunken fragen, was denn das »fiar a damisches Hunds-gschrei, a dalketes« sei. Dann muss ich den »Chüeri« wirklich energisch bitten, sich ruhig zu verhalten, und er legt sich auf den Teppich und seinen klugen Kopf auf die weissen Vorderpfoten und äugt mich unverwandt an, und seine grosse Befriedigung über meine Wiederkehr bezeugt er nur noch mit eifrigem Schwänzeln.

Die Kellner und Portiers und Türhüter in Wien haben noch das Savoir vivre und den Comment der schönen, alten Habsburgermonarchie, und jeder Gast, der nicht allzu schäbig daherkommt, ist ein »Herr Groaff« oder wird »Eir Gnod'n« tituliert. Für das Mithineinnehmen »Chüeris« haben sie ein verständnisvolles Schmunzeln, auch wenn gleich daneben angeschlagen steht, dass das Mitbringen von Hunden strenge untersagt sei. So darf unser »Chüeri« mit in manches Konzertlokal und in manches Heurigenstuberl. Aber seine Anhänglichkeit zeitigt manche frohe Situation. Führe ich eine Wienerin zum Tanz, dann meint der »Chüeri«, er müsse mir schön an der Seite bleiben und ich kann lange befehlen »sitz, ,Chüeri' leg di.« Mitten im Tanzen schlängelt er sich zwischen den Paaren durch und ist plötzlich neben mir, und wenn der vielen Paare wegen kaum Platz ist zu einem Walzer, so geniert das den »Chüeri« nicht. Und einmal kommt er einem besonders wohlbeleibten, mindestens dreizentrigen Kavalier,

der ohnehin vor Aufregung und Anstrengung schwitzt wie ein Ankenbettler, zwischen die kurzen Beine, und unter Geschrei und »Chüeris« erschrockenem Kläffen und einem allgemeinen Heiterkeitsausbruch landet der sympathische Dickbauch mit seiner schmucken Tänzerin auf dem Parkett und reisst im Sturze noch zwei andere Paare mit sich. Wie sich die Schadenfreude und der Beifall und das Lachen gelegt haben, schimpft der Dicke, nur mühsam sich wieder erhebend, derweil die andern Mitgerissenen schon lange wieder auf den Füßen stehen: »Des mecht ia mir vabetn hoabn mit diese Miastviacher, diese gescherten, woas nichts äff dear Tanzdielen zu suachn' hoabn'.« Aber der Herr Ober eilt beschwichtigend herbei, er solle keinen Skandal machen, das sei »a Diplomaten-Hunderl aussn' Ausland«, und der Dicke knurrt noch etwas und setzt seine drei Zentner samt seiner schmucken Wienerin wieder in Walzerschwung. Nun muss ich mir vom Ober eine Schnur ausbitten, damit ich den »Chüeri« ans Tischbein binden kann und veranstalte gleich damit noch eine viel blödere Geschichte. Denn beim nächsten Wiener Walzer sieht mich mein Entlebucher vorüberschweben und will einfach zu mir, Schnur hin oder her und pfeilt herbei, und der Tisch mit allen Gläsern und Flaschen kann wegen der Schnur nicht allein dahintenbleiben und wird den Tischgenossen samt allen Herrlichkeiten unter der Nase weg gezerrt und mitten zwischen die Paare geschlittert. Gläser und Flaschen splintern, und Weinspritzer auf Damenroben verursachen erschrockene Schreie, und der Ober mit drei Kellnern und vier Pikkoli eilt herbei, und das Orchester muss kurz abbrechen, den Wirrwarr wieder in Ordnung bringen zu lassen. So muss ich auf weiteres Tanzvergnügen verzichten, denn meinen »Chüeri« lasse ich nicht in den dunklen Keller hinuntersperren.

In der Breitenseer Kaserne wird alle Tage eine Parole ausgegeben, ohne die man die Wachen nicht passieren kann. Beim Heimmarsch mit »Chüeri« — den fürstlich-Kinzkyschen Chauffeur haben wir schon vor dem Heurigenstuberl mit Dank für geleistete Dienste verabschiedet — sinne ich immer welche Parole jetzt eigentlich gelte. Gestern war's »Kobenzl«, aber auf die heute Nacht gültige kann ich mich einfach nicht besinnen. Irgendein Berg ist's auch wieder, aber welcher? Oesterreich hat gar viele Berge. Und zum Spass frage ich den »Chüeri«, der befriedigt von seinen Abenteuern neben mir her durch die Nacht beinelt: Wie heisst er, da Barg, ,Chüeri', sägs schön!« Aber der »Chüeri« braucht gar keine Parole. Beim grossen Kasernentor flitzt er zwischen den beiden Schildwachen durch schnurstracks dem Flügel zu mit der Offizierskaserne, und die beiden Schildwachen sehen ihm ganz verwundert nach. Grad so ist er dem Museumswächter auf Berg Jsl in Innsbruck zwischen den Beinen durchgefahren, und richtig, das ist ja gerade der Berg, der mir fehlt. »Berg Jsl« gebe ich die Parole, und die beiden Schildwachen präsentieren und lassen mich durchs Tor. Und so hat einmal ganz gegen alle Gewohnheit die Frechheit meines »Chüeri« mich nicht in irgendeine Verlegenheit gestürzt, sondern mir regelrecht aus der Patsche geholfen. Wer weiss, vielleicht hätte ich ohne die Parole bis zum Morgen vor dem Tore stehen bleiben oder mich nach einem andern Quartier umsehen müssen.

*Wie »Chüeri« zehntausend Schwarzfräcke gegen den Himmel jagt
und die Hexe von Nickelsdorf anbellt
und durch das Burgenland nach dem schönen Ungarn zieht*

Von Wien weg traben wir in einem Tag die siebenzig Kilometer hinunter nach dem schönen und romantischen Brück an der Leitha. Nach den drei Wiener Grosstadttagen jauchzt unser »Chüeri« förmlich, dass es wieder durch Feld und Weide und endlose Strassen geht und durch herrliche Buchenwälder, die noch einen letzten goldenen Schimmer von Laub in einer Spätherbstsonne leuchten lassen. Wieder treibt er sein altgewohntes Spiel, wie immer nach einem Ruhetag, ist bald vorne an der Spitze oder weit voraus, bald hinten oder kläffend neben den Pferden, bald stiebt er weit in die Aecker und Wiesen. Rechts flimmert die weite, silberne Fläche des Plattensees. Weidenden Kühen und Schafen jagt unser »Chüeri« manchen Schrecken ein und hat auch einige Keilereien mit Schäferhunden. Er ist nun wieder in seinem Element als Sennenbueb und scheint ganz vergessen zu haben, dass er drei Tage lang im grossen Wien ein stolzer Autoherr war, der über so ganz gewöhnliche Strassenhunde verächtlich die Schnauze rümpfte. Wir nehmen Quartier im Militärlager von Brück an der Leitha. Einige Holzbaracken stehen in einem weiten Park von Akazien, und der Boden ist wie Gold, vom herbstlichen Laub bedeckt. Einige österreichische Tanksoldaten sind eben mit langen Reisbesen an der Arbeit, dieses Laub von den Wegen zu grossen Haufen zu kehren, und unser »Chüeri« glaubt wohl, dass sie diese Haufen extra für ihn zusammenwischen. Denn von einem zum andern tollt er und wälzt sich darin, und die gutmütigen österreichischen Dätel¹ haben ihre Freude daran. Einige Baracken stehen weit zerstreut im Park zur Unterkunft für die Mannschaft des einzigen Tankbataillons, das hier in Garnison steht. In der Revolution waren die frühern, ausgedehnten Lagerbaracken niedergebrannt worden. Die Pferde kommen in ein Zelt, meine Leute zu den Unteroffizieren, »Chüeri« und ich erhalten Quartier in einer kleinen Offiziersbaracke. Ein Tanksoldat kommt und heizt den kleinen Ofen ein, und »Chüeri« sieht ihm interessiert zu. Und ganz unerwarteterweise kommen wir gar nicht dazu, in dieser angenehm warmen, kleinen Bude zu schlafen. Denn die Offiziere entführen den »Chüeri« und mich in einer rasanten Fahrt nochmals nach Wien zurück. In Seitenwagen. Den »Chüeri« habe ich auf meiner Schoss, und wir sind froh über die niedrige Schutzscheibe aus Cellophan, denn die Motorfahrer drehen auf, dass es mit hundert Kilometer über die Landstrasse geht. Was »Chüeri« den ganzen Tag hinuntergebeinelt ist, diese lange Strecke, rast er jetzt zurück in einer knappen Stunde, und es scheint ihm ausserordentlich zu gefallen, mindestens ebensogut wie das Autofahren in der fürstlich-Kinskyschen Limousine.

Am nächsten frühen Morgen traben wir hinunter durchs Burgenland. Romantisch ist dieses Burgenland mit seinen sanften Hügelketten und seinen kleinen Laubwäldern und buschumsäumten Weiden. Plötzlich rechter Hand und linker Hand vom Strässchen weite Felder, alles schwarz. Erst meinen wir, das sei besonders dunkler Torf. Aber es sind Raben. Zehntausende, ja vielleicht Hunderttausende. Nie in unserm Leben sahen wir so viele Raben, der »Chüeri« nicht und ich nicht und die ganze Saumkolonne nicht. »Chüeri« schaut aufmerksam im Traben hin und pirscht sich dann langsam heran. Wir lassen ihn

¹ Szdt respektloser Diminutiv für „gewöhnlicher Soldat“ (Soldat – Soldäteli – Dätel)

gewähren und haben unsere Freude daran, denn natürlich wird er keinen dieser Schwarzfräcke erwischen. Und plötzlich pfeilt er los über das Feld rechter Hand, und krächzend erhebt sich so weit fast, als man blicken kann, eine schwarze Decke. Wohl zehntausend Schwarzfräcke auf einmal jagt »Chüeri« mit seinem lauten Kläffen gegen den Himmel, und immer weitere Tausende erheben sich flügelschlagend, und wir traben unter diesem Rabenteppich, der den Himmel verdunkelt, dahin. Nicht allzuweit fliegt das unzählbare Rabenheer, dann gleitet es flügelschlagend wieder zur Erde, und unser »Chüeri« nimmt einen neuen Anlauf, bis er des fröhlichen Spiels müde wird und mit heraushängender Zunge über die Felder herbeitrottet. Nur die Raben halten noch ein vieltausendstimmiges, empörtes Zwiesgespräch über unsern unverschämten Entlebucher, diesen Eindringling in ihr Reich.

Nickelsdorf ist das letzte österreichische Dorf vor der ungarischen Grenze, und gleich ausserhalb des Dorfes stossen wir auf ein Zigeunerlager. Rasch sind wir von einem Rudel halbnackter Zigeunerkinde umringt, meist sehr schöne, schwarzlockige Kinder aller Altersstufen, die ihre Hände nach den Kupfer- und Nickelmünzen ausstrecken, die wir ihnen vom Sattel hinabwerfen. All unser Kleingeld ist bald weg, aber noch immer umringt uns die beutelüsterne Schar. »Chüeri« schaut diesem ungestümen Treiben mit Verwunderung zu, dabei etwas nebenaushockend. Da humpelt noch eine steinalte Zigeunerin am Stock heran, eine Hexe wie sie im Buche steht. »Chüeri« steht knurrend auf und sträubt sein Buckelhaar und beginnt, die alte Hexe anzubellen. Sie droht ihm mit ihrem Stock, und unser sonst so unerschrockene »Chüeri« scheint der Sache nicht recht zu trauen und zieht sich schrittweise an den Rand des Gehölzes zurück. Ich aber muss mir aus der Hand lesen lassen und ihr einen Schilling geben, dann scheucht sie die Kinder zur Seite, und wir können weiterziehen. »Chüeri« streift die Hexe von Nickelsdorf noch mit einem respektvollen Blick und zottelt dann neben den Pferden her. Bald sind wir an der ungarischen Grenze, und natürlich ist es unser »Chüeri«, der zuerst und stolz ins weite Königreich Ungarn einzieht.

*Wie »Chüeri« mit stolzem Geleite in die Königsstadt Budapest einzieht
und die Husarenmenage in Verwirrung bringt
und mit dem Stephan Trübsal bläst*

Auf den Höhen nördlich Budapest werden wir offiziell empfangen. Der schweizerische Generalkonsul ist da mit seinem Kanzler und Offiziere des ungarischen Generalstabes. Besonders herzlich wird auch unser »Chüeri« begrüsst, denn sowohl Generalkonsul Kienast als Kanzler Baldamus sind Kynologen und Hundeliebhaber. Nach Budapest hinein haben wir ein stolzes Geleite. Ein Husarenoberleutnant von Feuchtersieben ist abkommandiert, uns mit einem Beritt Husaren durch die Stadt nach der Franz-Josephs-Kaserne zu geleiten. Vorab reitet auf schneeweissem Hengst ein Trompeter, dann kommt der »Chüeri«, denn er trippelt vor den Pferden von Feuchtersieben und mir, dann kommen sechs Husaren auf prächtig aufgezümmten, feurigen Pferden, hierauf die Saumkolonne und als Beschluss wiederum sechs Husaren. Es ist gerade Mittagszeit und auf den Budapester Strassen ein riesiger Verkehr. So erweckt unser Zug ein gewaltiges und ungewolltes Aufsehen, und die guten Bürger von Budapest wissen sich das alles nicht recht zu deuten. »Chüeri« erregt alle Aufmerksamkeit, denn Entlebucher

Sennenhunde sind wohl noch nie durch die stolze Königsstadt an der Donau marschiert und dann erst noch mit so illustrem Geleite.

In der Franz-Josephs-Kaserne nehmen wir Quartier und müssen drei Tage bleiben. Nicht zu viel, um die prächtige Zweistädte-Stadt zu bewundern. Als Zimmerordonnanz habe ich den Stephan, einen Honvedhusaren, einen ungarischen Schwaben. »Chüri« schläft bei mir auf dem Zimmer, und wie der Stephan erstmals ins Zimmer tritt, die Stiefel zum Bürsten zu holen, fährt er erschrocken zusammen, wie »Chüeri« knurrend unter dem Bett hervorkriecht und ihn anbellt. Aber bald sind sie gute Freunde. »Jessas, is des obaer a fesches Hunderl, da schau hear! A scheenes Hunderl, joa!« Hinter jeden Satz stellt der Stephan ein bekräftigendes »Joa«.

Feuchtersleben kommt lachend herein und setzt sich auf den Bettrand: »Liebes Kamerad, heut werd'n die Offissiere fressen ungarisch Gulasch — brr!« und auf mein verwundertes Gesicht: »Komm sehn, was deine Hund haben gemacht!« Ich blicke auf »Chüeri«, der, die personifizierte Unschuld, sich auf dem Sofa räkelt. Was hat er wohl wieder angestellt, das »sakrische Hunderl«? Gehen wir sehen. Im Korridor der Offiziersmesse hören wir den Koch schrecklich auf magyarisch schimpfen; wie wir erscheinen, reisst er die Hacken zusammen und rapportiert. In allen Etagen bis hinauf in den dritten Stock: Poulets, Rehrücken, Hasenschenkel, Karpfen und Schnitzel. Der Menagejunge liess den Fleischkorb kurze Zeit im Korridor stehen, und unser »Chüeri« hat ihn so gründlich visitiert, dass nur eine einzige einsame Leber übrig blieb. Fatale Sache, denn so kurz vor Mittag lassen sich all 'die Spezialplättli nicht ersetzen. Feuchtersleben hat eine riesige Freude: Werd'n sie fressen ungarisch Gulasch und auch nicht verhungern, Kamerad!« Mir ist die Sache peinlich, und ich schimpfe mit »Chüeri«. Was er wirklich gefressen hat, wäre nicht so viel, aber was er da in den Korridoren und auf der Treppe herumgeschleift hat, geht denn doch übers Bohnenlied. Bei diesem Schimpfen blinzelt er mich treuherzig an, und ich muss ebenfalls lachen, nur der magyarische Koch macht ein saures Gesicht. Feuchtersleben aber will nicht, dass man mit »Chüeri« schimpft: »Nicht böss reden' mit kleine Hund. Hat Hunger, muss fressen, das Hund!« Nun, grad so arg Hunger hat er wohl nicht, sieht wenigstens gar nicht danach aus, aber ein junger »Galöri« ist er eben noch, unser »Chüeri«, und weiss gar nicht, was er da wieder für einen Streich gemacht hat. Ob übrigens die Wut des magyarischen Kochs so ganz ehrlich war, konnte ich nachher bezweifeln. Die Offiziere bekamen Gulasch auf den Tisch, statt der bestellten Extraplättli, aber die Küchenhusaren haben die von »Chüeri« verschleppten Poulets und ein grosses Stück Rehrücken wieder zusammengesucht, und wie ich später an der Küche vorbeigehe, sehe ich sie gemeinsam an einem Tisch die Leckerbissen geniessen.

Wenn Oblt. von Feuchtersleben mit mir im Fiaker in die Stadt fährt, das Parlament, die königliche Burg, die Staatsoper, die Museen zu besichtigen, dann darf »Chüeri« nicht mit. Er muss auf dem Zimmer bleiben unter der Aufsicht des Stephan, und das kommt ihm furchtbar langweilig vor. Wenn der Stephan mit seinen Reinigungsarbeiten fertig ist, dann setzt er sich aufs Bett und will mit dem »Chüeri« spielen. Aber dieser schaut ihn nur geringschätzig und gelangweilt von der Seite an und wünscht sich wohl längst wieder weg aus diesem langweiligen Budapest, das für uns gar nicht langweilig ist, ganz im Gegenteil, enteilen doch die Stunden mit Siebenmeilenstiefeln. »Chüeri« muss dann auf der Bude Trübsal blasen, zusammen mit dem Stephan, aber dieser wieder findet dieses Trübsalblasen ganz angenehm, viel angenehmer, als mit den Husaren auszurücken. Komme ich dann nach Hause, so gibt es ein freudiges

Gebell, und »Chüeri« will gar nicht aufhören, an mir emporzuspringen und seiner Wiedersehensfreude Ausdruck zu verleihen.

*Wie »Chüeri« in der Pussta Bugac tausend Schafsköpfe in die Flucht schlägt
und die schwarzen Sauen von Szentes zum kopfloren Ausreissen bringt
und den Markt der Hirten in ein riesiges Chaos stürzt*

Wir sind wieder einmal im schönen Ungarn zu Gast geladen, und zwar diesmal von der Stadt Kecskemet, der Stadt der Ziegen, denn einen Ziegenbock haben die Kecskemeter Bürger als Wappentier gewählt. Die Stadt besitzt eine riesige Domäne, eine Pussta, und wenn die Kecskemeter Gäste haben, denen sie etwas Besonderes zeigen wollen, dann führen sie sie immer hinaus auf die Pussta Bugac. Man muss nämlich nicht etwa glauben, Ungarn sei eine einzige Pussta. In Ungarn gibt's viele Pussten, die berühmteste ist die von Debrescin. Aber die ist so weit im Südosten Ungarns, dass fremde Gäste meist auf näher der Hauptstadt gelegene geführt werden. Von Kecskemet führt eine Kleinbahn dreissig Kilometer weit durch flaches Land bis zur eigentlichen Pussta. Und das wird eine sehr romantische Fahrt. Der Bürgermeister von Kecskemet ist erschienen mit einigen Prominenten, die Husaren schleppen Bänke herbei und zwei Tische und in einem Güterwagen wird alles aufgestellt. Dann kommt der Stadtdiener angerückt mit seinen Gehilfen, und sie schleppen zwei mächtige Körbe herbei mit allerlei guten Sachen, wie das im schönen, reichen Ungarland Brauch und alltäglich ist: Hehnderl wieder, Paprikawürstchen und Schinken und Schinkenbrote, dazu Schafkäse und Wein. Ein Schienenauto rattert heran, denn die zwei Lokomotivli der Bahnverwaltung Kecskemet - Bugac haben gerade anderweitigen Dienst. So nehmen wir alle Platz, eine zahlreiche Gesellschaft, und der Bahnhofvorstand von Kecskemet kommt auch gleich mit. Es wird eine lustige Fahrt, das Schienenauto rattert über die Schienen, und der Güterwagen schwankt eilig hinten nach. Wir sitzen um den Tisch und essen und trinken und singen. »Chüeri« schaut dem Betrieb verwundert zu und weiss sich alles nicht recht zu deuten. Dass bald hier, bald dort ein Wurstzipfelchen hingehalten wird, versöhnt ihn aber rasch mit der sonderbaren Fahrt. Einige Stationen hat's an dieser Kleinbahn, aber wir sind ja ein Extrazug und rattern an den kleinen, winzigen Bahnhöflein vorüber. Nur einmal müssen wir halten, bis der Gegenzug Bugac - Kecskemet vorüber ist. Am Bahnhöflein zu Bugac halten ein halbes Dutzend Fiaker. Gravitätische ungarische Kutscher sitzen auf den Böcken in ihren reich verschnürten Livreen, und wir nehmen in den kleinen Wagen Platz, und die ungarischen Pusstapferde gehen feurig ins Zeug. »Chüeri« sitzt stolz neben mir im Wagen. Wir fahren über eine Grassteppe leicht gewellter Bodenerhebungen und vorbei an vielen, zahllosen Rinder- und Pferdeherden, an riesigen Koppeln vieler tausend Schafe und Ziegen und Sauen. Da plötzlich ist »Chüeri« wie ein Blitz im Fahren vom Bock herab und pfeilt auf eine grosse Schafkoppel zu. Wohl tausend Schafe kommen in Trieb und ergreifen dicht gedrängt eine eilige Flucht. Wie eine wogende See von Wolle ist es anzusehen, und wieder einmal nützt alles Zurückrufen nichts, so ist »Chüeri« in seinem alten Amt des Viehtreibens. Er begreift gar nicht, dass er hier eben nicht tun soll, wozu man ihn auf den Alpen von Riffenmatt anhielt. Der Bürgermeister hat seine helle Freude, dass es dieser kleine, zwirblige Hund fertig bringt, tausend Schafsköpfe in die Flucht zu schlagen. Denn in Ungarn hat man viel grössere,

weisse, zottige Hunde zum Schafe treiben. Nur dieser Hirte hier hat keinen und hat aber auch an »Chüeris« Eifer keine Freude, sondern eilt schimpfend seiner Koppel nach.

Die ungarischen Schweine sind Sauen besonderer Art, meist schwarz oder dunkelgrau und wollig wie Schafe. Es hat da riesige Exemplare. In Szentes ist gerade Markt, und gleich neben unserm Gasthof ist Schweinemarkt. Etwas für unsern »Chüeri«. Unser Rekrut reinigt eben die Karabiner, wie »Chüeri« daherpeilt und vor ihm in wilder Flucht ein halbes Dutzend dieser schwarzen Sauen. Eine weiss in ihrer Angst und dem Beharrungsgesetz der geraden Linie folgend, keinen andern Durchpass als zwischen unseres Rekruten Beinen. Ein gut Stück reitet er mit, bevor es ihn in den Kot schmeisst. Der Korporal muss sich auf den Bastsattel setzen vor Lachen, und ringsum lachen die Bauern und die Sautreiber und die Marktweiber. Nichts äussert sich so ehrlich und spontan wie eine kleine Schadenfreude. Ein alter Bauer klaubt den Karabiner aus dem Dreck, ein Herr im Pelzmantel unsern Rekruten. Aber die Jagd ist noch nicht aus. Zwei eilige Sauen geraten unter die Tische und Bänke eines Marktstandes mit Kleidern, Pelzen und Wäsche, und die ganze Herrlichkeit gerät bedenklich ins Wanken, und die Marktkrämerin schreit wie am Messer, und plötzlich liegt alles an einem Haufen, das Zeltdach und die Sauen und der ganze Kleiderladen, und darunter hört man das Schreien der Krämerin. Nun eilt alles hinzu, und die zwei Sauen sehen wieder freies Feld und rennen wie besessen davon, eine hat einen Kleiderhaken voll Hirtenhemden im zottigen Borstenfell, und es gibt noch ein schreckliches Chaos. Bis alles entwirrt und wieder auf den Beinen ist und die Sautreiber ihr Borstenvieh wieder eingefangen haben, sitzt unser Sünder »Chüeri« längst mit der unschuldigsten Miene von der Welt im Schatten unseres Bastsattels und hängt den aufgeregten Leuten die Zunge heraus. Zur Strafe muss er nun aber in den Pferdestall, bis die Sauhirten mit ihren wolligen Doppelzentnern vom Markt abgezogen sind.

*Wie »Chüeri« in den Souffleurkasten kriecht
und das Dorftheater von Dombegybaza in Erstaunen setzt
und der Liebling der Primadonna wird*

Wir nähern uns schon der rumänischen Grenze. Aber vorher noch beziehen wir in einem freundlichen ungarischen Dorf Quartier — in Dombegyhaza. Ein Dorf wie alle Dörfer in Südungarn. Breit führt die Landstrasse hindurch, und Landstrasse hier, zu dieser Jahreszeit, bedeutet ein einziger Morast. Beidseitig der Strasse hat's breite Abzuggräben, und darüber hin führen von Zeit zu Zeit Dämme für die Fussgänger. Den Abzuggräben entlang ist eine einzige Allee von Akazien. Klein sind die ungarischen Bauernhäuschen, alle mit Stroh oder Schilf gedeckt, und hell blinken die weissgetünchten Mauern. Ein kleines Grenzjägerdetachment zu Pferd hat hier Quartier, und Oblt. Buday Tibor, ein Reiter von Gottes Gnaden, der mit seinem Pferd verwachsen ist, sorgt für unsere Unterkunft. Ich komme mit »Chüeri« zum Richter, und wir sind prächtig aufgehoben. Der Richter hat drei hübsche Töchter, alle verwöhnen sie unsern »Chüeri«, und jede möchte ihn für sich haben. Wir treffen's gut. In Dombegyhaza ist eben eine Wanderbühne, eines jener kleinen ungarischen Theater, die den abgelegenen Dörfern nachziehen. In irgendeinem Schuppen ist mit rohen Brettern rasch eine kleine Bühne zusammengezimmert, davor eine grosse Makkaronikiste als Souffleurkasten aufgestellt, an einer Schnur wird ein Vorhang gezogen, der

immer nicht recht auf- und zugehen will. Wenige Möbel hat man sich in den Bauernhäusern zusammengeliehen, und fertig ist die Theaterausstattung. Wir sitzen Sperrstutz zu vierzig Schweizer- rappen, Tibor, die Richterstöchter, »Chüeri« und ich. Links und rechts neben uns sitzen die Prominenten von Dombegyhaza, der Obernotar, ein Gutsverwalter, der Postmeister, alle mit ihren Frauen, dann die Bauern und auf den hintersten Bänken die Gutsknechte und Mägde. Ein Lustspiel wird auf magyarisch vorgetragen und gar nicht übel gespielt. Wir verstehen kaum ein Wort, der »Chüeri« schon gar nicht, weshalb er sich niederlegt und schläft. Mich stört der Souffleur, denn ich sitze exakt hinter seiner Makkaronikiste und der Souffleur ist heiser. Den »Chüeri« stört das nicht, unbemerkt schleicht er sich in den Souffleurkasten, weil er sich da geborgener vorkommt zum Weiterschlafen. In der Pause muss der Souffleur Hals über Kopf aus seiner Kiste, um als Paukist beim Orchester mitzuwirken. Und da er unsern »Chüeri« natürlich nicht bemerkt, kommt ihm dieser zwischen die Beine, und es gibt ein Gekläff und erschrockene Ausrufe, der Souffleur stolpert, und die Makkaronikiste kommt aus ihrem ohnehin nicht stabilen Gleichgewicht, und alles liegt an einem Haufen, der Souffleur samt dem »Chüeri« und obenauf der Souffleurkasten. Es gibt ein allgemeines Hallo und »Chüeri« erntet mehr Beifall mit seinem Streich als die Primadonna. Aber diese hat an dem Zwischenfall eine köstliche Freude und ordentlich Mühe, ihre Rolle weiterzuspielen. Nach dem Schluss müssen wir noch lange sitzen bleiben, die Primadonna gesellt sich zu uns, und »Chüeri« ist für diesen Abend ihr Liebling. Sie möchte ihn gerne behalten, das wäre ein feiner Hund, gerade, was sie sich wünschen möchte, um so auf den Dörfern herumzuziehen. Aber einmal mehr müssen wir solch' Kaufsangebot ablehnen.

*Wie »Chüeri« in Lököshaza ohne Billett den Orientexpress besteigt
und beinahe nach dem fernen Paris entschwindet und als erster nach Rumänien hinüberflitzt
und den Zyklopen von Curtici die Zähne weist*

Letztes Dorf im schönen, gastfreundlichen Ungarn: Lököshaza. Zugleich eine berühmte Bahnstation, denn hier halten alle Orientzüge wegen der Zollrevision. Dem Bahnhofli nach möchte man das nicht glauben. Auch wir haben hier am Zoll noch einige wenige Formalitäten zu erfüllen und dann treten wir noch ins kleine Bahnhof-»Buffet«, wenn man diesem Druckli so sagen darf. Eben wie wir aufbrechen wollen hinüber nach Rumänien, fährt ein kleines Automobil vor, und ihm entsteigt unser neuer Freund von gestern abend, der Grenzjägeroffizier Buday Tibor mit der Primadonna vom Wandertheater. Nun müssen wir natürlich noch ein wenig zusammensitzen, und »Chüeri« muss gleich neben die junge Schauspielerin sitzen, und sie hält ihm die besten Bissen zu. Die Beleuchtung ist schlecht, aber der Wein ist gut. Der Balkanexpress Istanbul – Bukarest – Budapest – Wien – Zürich - -Paris braust heran, und das ganze Bahnhofli bekommt ordentlich den Schlotter, wie er stoppt, damit die ungarischen Zöllner rasch ihre Revision vornehmen können. Zwei Reisende treten in den Raum und bestellen etwas. Sie möchten dazu den »Temps« lesen, wenn die Kronleuchter von Lököshaza etwas kräftiger wären. Sie schimpfen über das trauliche Petrollicht, und wir wünschen sie zum Kuckuck. Was wissen diese Pullmanreisenden von der Romantik verlorener Nester! Plötzlich ist unser »Chüeri« hinausgewischt, und einer der Franzosen macht uns darauf aufmerksam, dass unser Entlebucher eben den Orientexpress besteige. Wir

stürzen hinaus, und da bringt ihn schon ein Zugführer am Wickel und muss ordentlich am Halsband zerran, denn »Chüeri« scheint es sich in den Kopf gesetzt zu haben, ohne unsere Einwilligung und ohne ein Billett nach dem fernen Paris durchzubrennen. Das wäre wirklich ein ganz netter Streich gewesen, denn im enteilenden Bahnzug würden wir ihn wohl kaum vermutet haben, und irgendein erboster Kondukteur hätte ihn wohl gar ohne weitere Komplimente in Budapest aus dem Zuge geschmissen, und es hätte ein Wunder sein müssen, hätten wir je unsern »Chüeri« wiedergesehen.

Es dunkelt schon, wie wir uns von unsern letzten ungarischen Freunden verabschieden. Ein Honvedsoldat führt uns ein Stück weit gegen die Grenze. Ganz wolle er nicht mit hinkommen, denn erstens wisse er nicht, wo genau die Grenze durchlaufe und, dann traue er den Rumänen nicht über den Weg, das seien Haszartos, Raufbolde, die gleich auf alles schössen. So lassen wir ihn denn stehen, und es geht weiter durch fusstiefen Kot und Schlamm und durch Nacht und Nebel. Immer nach dem Kompass. Da plötzlich im Nebel ein Schlagbaum. Das muss die Grenze sein. Am Schlagbaum ist ein Stecken und daran eine kleine Klingel mit Glockenzug. Wir läuten. »Chüeri« ist als erster vorwitzig schon drüben in Rumänien. Zwei Soldaten tauchen auf mit vorgehaltenem Gewehr und rufen uns an. Wir geben die Parole, und bald geht der Schlagbaum hoch. Einige hundert Schritte weiter in einer kleinen Mulde ist eine kleine Baracke, der rumänische Grenzposten. Ein Unteroffizier geleitet uns weiter durch die Nacht bis nach Curtici. Hier begrüsst uns ein Gendarm, der mir den Spezialpass der rumänischen Regierung einhändig. Wir kommen mit unsern Rossen in ein riesiges Gehöft. Romantische Gestalten mit Petrollichtern tauchen auf, und »Chüeri« knurrt sie an. Sie sehen aus wie Riesen der Vorzeit. Einer der Zyklopen will unsern Goldfuchs streicheln, aber er schnaubt und springt zur Seite. Auch »Chüeri« lässt sich nicht anrühren, er weist fletschend die Zähne. Ihm müssen die grossen Männer in Schafpelzen mit den hohen Lammfellmützen nicht gerade vertrauenerweckend erscheinen. Aber wir sind gut aufgehoben. Der Bauer möchte uns die Betten abtreten, doch wir lehnen es bestimmt ab, seine Frau und Töchter auszulogieren und betten uns zu unsern Pferden ins Stroh. »Chüeri« legt sich erst beruhigt nieder, wie der letzte Zyklop mit seinem Petrollicht abgetreten ist.

*Wie »Chüeri« sich an guten Platten überfrisst
und den kommandierenden General von Arad in grosse Sorge versetzt
und wie der Tierarzt Hals über Kopf sein Bräutchen sitzen lassen muss*

Arad ist eine grosse rumänische Kavalleriegarnison, und schon lange vor dem Städtchen haben uns drei Husarenoffiziere empfangen, und nun haben wir einen stolzen Einzug. Ein Regimentsspiel zu Pferd bläst unsere und dann die rumänische Nationalhymne. Der kommandierende Divisionsgeneral begrüsst uns an der Spitze seines Stabes und von etwa siebenzig Husarenoffizieren. Die Pferde kommen in grosse Boxen, meine Leute werden der Gastfreundschaft des Unteroffizierskorps übergeben, »Chüeri« und ich zu reich überladener Tafel in der Offiziersmesse. Immer wieder erlebt man Neues. Auch bei Tisch. Erst gibt es reichliche Hors d'oeuvres, dann folgt eine riesige kalte Platte, die aussieht wie ein Stachelschwein. Alle möglichen Fleischsorten, kleine Leckerbissen, eben mundgerecht in der Grösse jedes Stück, und in jedem steckt ein Hölzchen wie ein Zahnstocher. Oben über der Platte wölbt sich ein

Stachelpanzer kleiner Zahnstocher. Man greift nun zu, indem man mit dem Hölzchen das Fleisch zum Mund führt und dann mit möglichst eleganter Bewegung den Zahnstocher in eine leere Schüssel wirft. Für »Chüeri« gibt diese kalte Platte ein ergiebiges Mahl. Jeder der Husarenoffiziere will ihm etwas zuhalten, und er leert weitaus die meisten Zahnstocher.

Der folgende Gang bringt saftigen Schweinebraten, und »Chüeri« blinzelt und zwingt sich, obgleich er es kaum mehr zustandebringt, und vertilgt auch noch ein saftiges Stück. Während der obligaten Tischreden legt er sich unter den langen Tisch zu meinen Füßen und stöhnt und gähnt und weiss gar nicht, wie er am besten seinen vollgefressenen Bauch lagern soll. Nach dem Essen wird es unserm »Chüeri« wind und weh, er stöhnt nun ununterbrochen, und er scheint regelrecht krank zu sein. Wie das seine Exzellenz, der General, vernimmt, kommt er unsern Patienten selbst besichtigen und schickt seinen Adjutanten, den Regimentstierarzt herbeizuholen. Aber dieser ist eben weggeritten, drei Dörfer weit habe er seine Braut, berichtet der Adjutant, und da er seinen Dienst beendet, sei er sie besuchen gegangen wie immer am Sonntag. Sofort müsse er herkommen, befiehlt der General, und es nützt nichts, dass ich sage, der »Chüeri« habe sich nur überfressen, das gehe vorüber. Nichts da, bestimmt seine Exzellenz. Dem Hunde dürfe hier in seiner Garnison nichts passieren, das hätte gerade noch gefehlt. Sofort müsse eine Stafette abreiten und dem Tierarzt den gemessenen Befehl überbringen, er habe sich ohne allen Verzug nach der Kaserne zu verfügen, Bräutlein hin, Bräutlein her. So sehen wir denn einen roten Husaren sich in den Sattel schwingen und im Galopp aus dem Tor jagen. Aber drei Dörfer weit, das ist im rumänischen Banat schon eine ordentliche Strecke, und so schnell wird der arme Tierarzt nicht da sein können, auch wenn er sein schmollendes Bräutchen Hals über Kopf im Stiche lässt. Und plötzlich hilft sich »Chüeri« selbst und entlädt seinen vollen Bauch, und zwei Husaren eilen herbei mit Kübel und Fegebürste, und alles ist gleich nachher wieder in bester Ordnung und unser »Chüeri« kerngesund wie je zuvor. Der General ist in die Stadt gegangen. So lässt sich am Befehl nichts ändern, denn Befehl ist eben Befehl, in jeder ordentlichen Armee. Und der Adjutant sagt, von sich aus dürfe er den Befehl nicht widerrufen und eine neue Stafette absenden, den Tierarzt halbwegs abzufangen und zu seinem Bräutchen zurückzuschicken. Ueberhaupt solle der nur herkommen, es gäbe ja noch viele Sonntage bis zum seligen Ende, und vielleicht in zehn Jahren würde solche Stafette eine ganz willkommene Abwechslung in einen ehelichen Sonntagnachmittag bringen. Wir finden das etwas boshaft, aber wir können auch nichts ändern. Und etwa eine Stunde später kommt der Stafettenhusar im scharfen Trab zurück und hinter ihm ein Fiaker, und der Tierarzt im Pelzmantel steigt aus, und wir sind fast etwas verlegen, ihn zu unserm kerngesunden, Zwirbligen »Chüeri« zu führen. Aber der Herr Doktor verzieht keine Miene, untersucht den »Chüeri« sehr genau, sagt, das sei eine kleine Magenindisposition und verschreibt gleich ein Rezept, mit dem er einen Husaren ins Städtchen zum Apotheker schickt. Aber nun darf der Herr Veterinär nicht einfach wieder in den Fiaker sitzen und zu seinem Bräutchen zurückfahren, sondern er muss sich beim General melden und abmelden gehen, und niemand weiss genau, wo seine Exzellenz etwa gerade hingegangen sein könnte. So müssen wir dem armen Doktor die Sorge überlassen, wie er seine Meldung anbringen mag und wie er trotz dieser eiligen Krankenvsichte noch einige Stunden zu seinem Bräutchen kommt.

*Wie »Chüeri« ein stolzer Herr ist zu Temesvar und
die Ordonnanzen des Obersten mit der Blochbürste hinter ihm her fahren
und wie er mit den Zigeunern von Topovolat durch den Mondschein zieht*

Siebenzig Artillerieoffiziere erwarten uns ausserhalb von Temesvar, und mit diesem stolzen Geleite geht's hinein ins heimelige alte Banatstädtchen. Temesvar hat die rumänische Offiziersreitschule in seinen Gemarkungen, und in dieser Reitergarnison sind wir zu Gast. Herrliche Pferde gibt es zu sehen, und Oberst Oprescu lässt zu unsern Ehren durch die verschiedenen Reitklassen Reprisen nehmen. Es hat da einen weiten Springgarten, aber das ganze Gelände ist durch den Spätherbstregen zu einem zähklebrigen Morast geworden. Wir stehen oben auf dem hohen Piano-Hindernis, der Herr Oberst, »Chüeri« und ich, wie auf dem Feldherrenhügel und lassen die Züge von je dreissig bis vierzig Reitern vor uns über die Hindernisbahn ziehen, dass Dreckklumpen, so gross wie Kabisköpfe, gegen den Himmel fliegen. »Chüeri« gefällt das ausnehmend, und man möchte glauben, das ganze Reiterdefilee finde wegen ihm statt, so stolz sitzt er oben. Dann geht's ins Offizierskasino, und eilig schreitet der Herr Oberst voran durch fein gewichste Gänge und in einen spiegelglatt glänzenden Salon, und wir haben gar keine Zeit, unsere kotigen Stiefelabsätze abzustreifen, und der »Chüeri« muss auch mit, mit seinen lehmigen Pfoten. Der Herr Oberst winkt nur ab, wie ich mich beim Saloneingang nochmals nach einem Bodenteppich umsehe, den Dreck abzustreifen. Und nun erscheinen auf seinen Wink ein halbes Dutzend Soldaten, sie tragen kleine Schemel herbei und Schuhputzzeug, und mitten im Salon werden unsere Stiefel blitzblank geputzt, neu geschwärzt und tadellos mit Wollappen gegläntzt. Auch dem »Chüeri« seine Pfoten kommen dran, und im Nu stehen wir alle drei da wie aus dem Druckli genommen, der Herr Oberst, der »Chüeri« und ich. Und nun eilen vier andere Soldaten herein, einer wischt eilig den abgefallenen Lehm zusammen, der andere fährt mit einem Bodenwischelappen über das Parkett und zwei ziehen Blochbürsten eifrig hin und her, und nach zwei Minuten glänzt der Boden wieder wie zuvor, und die Soldaten verschwinden wie die Heinzelmännchen. Nun bietet uns der Herr Oberst Platz an, und der »Chüeri« darf mit in einen Leder-Klubsessel sitzen, und ein Soldat reicht Zigaretten herum, nur der »Chüeri« bekommt keine und will auch keine. Aber wie der Kaffee aufrückt, hält ihm der Herr Oberst eine Handvoll Zucker hin, und »Chüeri« hat nun schon gelernt, dass auch Hunde Zucker schlecken können und nimmt zierlich ein Stückchen um das andere. Er benimmt sich übrigens so manierlich, dass der Herr Oberst seine helle Freude hat, und nachher darf er mit im Fiaker durch das schöne Temesvar fahren. Einen Ruhetag müssen wir im schönen Temesvar verbringen, bevor wir weiter marschieren, den Karpaten zu.

Wie wir weiterziehen, haben wir ein stolzes Geleite zur Stadt hinaus und noch ein ordentlich Stück Weges dahin, dann traben noch drei Offiziere mit uns bis nach Topovolat. Hier übernehmen uns die schwarzen Husaren. Kurz vor Topovolat haben wir an unserm Bagagekarren einen Radbruch, und die Offiziere beordern kurzerhand einen Zigeuner und einen Bauernkarren, um alles aufzuladen, und »Chüeri« tragt neben dem seltsamen Zug her durch den Mondschein. Romantisch ist solcher Ritt über die endlosen Ebenen des Banat in einer Vollmondnacht.

*Wie die schwarzen Husaren mit ihren Hengsten dem »Chüeri«
gegen viele hundert walachische Feinde beistehen
und der Zigeuner von Strehaia ihn vor einem schimpflichen Tode rettet*

Wohl nirgends in der Welt hat's so viele Hunde, wie in den Dörfern der Walachei. Jeder Bauer hat seine drei, vier Hunde, ja es gibt Bauernhöfe mit zwanzig und dreissig Hunden. Nun muss man dabei nicht an die wohlgepflegten Bernhardiner und »Dürrebächler« und Sennenhunde unserer Bauernheimat denken. Diese walachischen Dorfhunde sind halbwild. Niemand kümmert sich um sie, selten wird ihnen Futter hingeworfen. Sie müssen sich ihre Nahrung selbst suchen. Rattenfänger sind sie par excellence, daneben jagen sie auch Kleintiere im Feld und in der Steppe und im Wald. Nicht nur die Bauern halten sich viele Hunde, auch die Zigeuner. Warum das? Wegen der Wölfe, versichert mir ein Husarenoffizier. Wenn strenge Winter kommen, wenn von Russland her die Schneestürme über die Ebenen der Moldau und der Walachei dahinfegen und mit ihnen die grosse Kälte Einzug hält, dann kommen auch die Wölfe. Rudel zu zwanzig bis dreissig Wölfen sind keine Seltenheit, oft aber sind es ganze Scharen. Es kommt vor, dass sie wochenlang einsame Gehöfte, ja kleine Dörfer blockieren. Kein Mensch traut sich mehr vor das Dorf, ja kaum über die tiefverschneite Dorfstrasse. Denn wenn der grosse Hunger die Wölfe befällt, dann schrecken sie vor nichts mehr zurück. Dann brechen sie scharenweise in die Dörfer und berennen die niedern, hölzernen Ställe. Und immer sind es die Hunde, die ihnen die erste Schlacht liefern. Die Hunde ziehen zwar zuletzt immer den kürzern, es braucht schon zehn bissige Hunde gegen einen hungrigen Wolf, ihn zu vertreiben oder gar zur Strecke zu bringen. Die Hunde opfern sich gleichsam für ihre Herren, die walachischen Bauern, die sich nicht aus ihren niedrigen Hütten wagen. Der ausgehungerte Wolf nimmt jeden Gegner an, springt dem Pferd an die Kehle, reisst den Reiter aus dem Sattel. Nur gruppenweise getrauen sich im Winter die Bauern aus dem Dorf, und sie nehmen vorsorglich harzige Kienäste mit, um diese Fackeln anzuzünden, wenn die Dämmerung eines frühen Abends die weiten Steppen zudeckt. Es soll vorkommen, dass die Wölfe alle Hunde eines walachischen Dorfes auffressen. Dann erst wird es richtig ungemütlich, dann werfen sich die hungrigen Bestien gegen die Stalltüren der niedrigen Hütten, und nicht selten gelingt ihnen der Einbruch, und der Bauer hört zitternd in seiner Hütte das letzte Stöhnen seiner Kuh und seiner paar Schafe.

Für uns aber sind diese vielen halbwilden Hunde der walachischen Dörfer meist keine willkommene Begleiter, wenn wir über die morastige Dorfstrasse ziehen. »Chüeri« besonders ist das Ziel ihrer rudelweisen Attacken, und unser kleine Entlebucher muss dann rasch zwischen unsere Pferde flüchten, sonst würde er in Stücke zerrissen. Vor den Pferden haben diese Hunde einen grossen Respekt. Warum, wissen wir, seit uns einige Male Offiziere der schwarzen Husaren das Geleite gaben. Sie haben ihre Pferde auf diese Hunde dressiert. Kommt ein Rudel kläffend zwischen den niedern Hütten, aus der Umzäunung oder einem Hoftor, so lassen diese Husaren ihre Pferde auf den Vorderbeinen ringsum wenden. Dazu schlagen die Pferde wütend hinten aus, und wenn es einen Hund erwischt, fliegt er meist in weitem Bogen einige Meter weit und zieht dann den Schwanz ein, um heulend zu verschwinden. Dann bleiben die andern alle in respektvoller Entfernung, und unser »Chüeri« spaziert exakt zwischen den vier Rossen, und oft glauben wir, ihn verächtlich und schadenfroh grinsen zu sehen.

Kochen wir auf der Dorfstrasse oder in der Nähe eines Dorfes ab, so umstreichen uns immer einige Hunde. Dann ist »Chüeri« sehr eifersüchtig. Jedem Wurstzipfelchen, das wir den Hunden zuwerfen, schaut er bedauernd nach. Dann fletschen die walachischen Hunde und »Chüeri« fletscht zurück. Wir wollen ihn nun erziehen und teilen etwa eine Wurst in genau so viele Stücke, wie Hunde herumstreichen, nebst einem, für »Chüeri«. Dann muss »Chüeri« hübsch neben mich sitzen, und ich werfe nun die einzelnen Stücke den Hunden hin und belehre ihn: »Lueg, armi Hundeli, wie si Hunger hei.« Und »Chüeri« fletscht gar nicht mehr, sondern schaut ganz manierlich zu, wie die Wurststückchen durch die Luft fliegen und die Hunde danach schnappen. Dabei habe ich allerdings grosse Mühe, dass jeder sein Stückchen bekommt, denn es gibt da grosse, zudringliche Biester, die die kleinern Kollegen gleich überrennen, und mancher dieser Egoisten bringt es trotz allem Aufpassen auf drei und vier Zipfel. So muss ich wohl noch eine Wurst opfern und noch eine. Erst zuletzt bekommt dann »Chüeri« seinen Zipfel und isst ihn ganz manierlich.

Nicht nur die Bauern der Walachei halten sich viele Hunde, auch die Zigeuner. Wir lagern am Rande eines Zigeunerdorfes, es schneit waagrecht und ist höchst ungemütlich. Wir haben Mühe, ein rechtes Feuer zuweg zu bringen, und endlich können wir eine gute Suppe brodeln lassen. Zigeunermädchen schleppen uns das Wasser zu, zwei alte Zigany Heu für die Pferde. Einige Zigeunerhunde machen sich hinzu, und die Zigeuner wollen sie mit Fusstritten wegjagen, aber wir dulden es nicht. Wir laden die Zigeuner zu unserer duftenden Suppe und die Zigeunermädchen; auch die Hunde bekommen ihr Teil. Dann laden uns die Zigeuner ein, ihre armseligen Hütten zu besichtigen. Primitiver lässt sich allerdings kaum wohnen, als in diesen niedern, strohbedeckten Hütten. Man muss sich tief bücken, um einzutreten. Ein einziger Raum birgt alles, ist Wohnraum und Stall zugleich, Wohnraum für den Zigeuner und seine Familie und zugleich Küche, aber auch Stall für das Vieh, meist nur zwei oder drei schwarzborstige Sauen. Wie wir zu unsern Pferden und zu unserm Herdfeuer zurückkommen, haben die Zigeunerhunde säuberlich aufgeräumt, das ganze Brot ist weg, und die Zinnteller und Schüsseln sind blitzblank ausgeleckt. »Chüeri« wird doch wieder einmal eifersüchtig und macht sich auch noch ans Tellerlecken, obgleich er sonst der Suppe nichts nachfragt und obgleich es überhaupt von den Tellern nichts mehr zu lecken gibt.

Einmal tief in der Nacht erreichen wir das Städtchen Strehaia. Nach vielem Suchen finden wir einen Stall, und wie wir nach Hafer und Heu Umfrage halten, melden sich zwei Zigeuner. Korporal Pfeuti geht mit ihnen ab, und es dauert lange, bis sie schwerbeladen zurückkommen. Derweil wir unsern Pferden das Lager bereiten und den Stall herrichten, hat »Chüeri« im Hof herum allerlei zu schnüffeln. Plötzlich vermissen wir ihn und rufen. Sonst kommt er immer sofort herbei. Wir rufen und pfeifen in die Nacht hinaus, kein »Chüeri« erscheint. Wir gehen auf die Suche und bedeuten auch den beiden Zigeunern, dass unser »cane« verschwunden sei. So gehen auch sie nach verschiedenen Seiten ab auf die Hundesuche. Pfeuti muss bei den Pferden bleiben, und mehrmals kommt der eine oder andere zurück, aber immer ohne unsern »Chüeri«. Da endlich hören wir den einen Zigeuner rufen, und ihm voran pfeilt unser »Chüeri« daher und erhebt ein Freudengeheul und springt an mir hoch. Aus dem Kauderwelsch des Zigeuners werde ich kaum klug, erst nach langem verstehe ich, dass irgendein anderer Zigeuner unsern »Chüeri« angelockt und bereits in seinem Karren verstaut haben muss. Unser »Chüeri« mochte ihm im Vergleich zu den magern Hunden der Walachei als besonders fetter Braten erscheinen, und das

Hundestehlen ist für diese Zigeuner der Walachei ein alltäglicher Sport. So wurde denn unser »Chüeri« durch die Spürnase »unseres« Zigeuners von einem schimpflichen Tode errettet. Wir haben eine Wut auf den Hunderäuber und möchten hingehen, ihm eine Tracht Prügel zu verabreichen. Aber unser Zigeuner von Strehaia bedeutet uns, dass der mit seinem Eselskarren schon ordentlich weit weg sei. Vielleicht auch stecken sie zusammen unter einer Decke. Dieser vage Verdacht darf uns nicht abhalten, ihm für das Auffinden unseres »Chüeri« ein Extratrunkgeld zu geben, das er schmunzelnd einstreicht, worauf sich beide entfernen und wir unsern Stall gut zusperren.

*Wie »Chüeri« bei den samtschwarzen Königspferden von Rumänien schläft
und den Gardeleutnant in schreckliche Verlegenheit bringt
und beim königlichen Wacheaufzug dem kleinen Tambour zwischen die Beine fährt*

In Bukarest kommen unsere vier Rosse in den Stall der Königspferde. Ich muss mich wieder einmal von meinem »Chüeri« trennen, denn er bekommt ein Lager gerade neben den Kutschpferden des Königs Carol, vier samtschwarzen Rappen. Auf der andern Stallseite stehen die Reitpferde des Königs, und dann gibt's noch viele grosse Ställe mit den Pferden der Königsgarde. Meine Leute kommen in die Gardekaserne, und mich führen die Offiziere in einen riesigen Palast inmitten der Stadt, ins Offizierskasino von Bukarest. Anschläge mit der Hausordnung vermerken, dass es den Offizieren strenge untersagt sei, Hunde mit aufs Zimmer zu nehmen. So möchte ich für mich und »Chüeri« keine Ausnahme beanspruchen. Aber jeden Morgen muss ihn unser Rekrut herbringen und dann ist's immer ein Wiedersehensfest. Den ganzen Tag über darf er mit mir durch die Stadt streifen. Zwei Tage bleiben wir im lichterstrahlenden Bukarest, denn wir wollen hier Weihnachten feiern. Riesige Tannenbäume sind auf den öffentlichen Plätzen und Strassen aufgepflanzt mit vielen hundert elektrischen Birnen.

Alle Tage gegen Abend ist vor dem königlichen Schloss grosser Wacheaufzug. Malerisch ist die Gardekavallerie in prunkender Uniform. Die Offiziere mit wehendem Helmbuch, weissen Beinkleidern in hohen, schwarzen Stulpenstiefeln. Sie kommen wirklich wie aus dem »Druckli«, diese Gardeoffiziere, und wie wir uns die Vorbereitungen ansehen, neben den Offizieren stehend, die sich ihre prachtvoll aufgeäumten Pferde vorführen lassen, pfeilt unser »Chüeri« daher und springt an mir hoch zur Begrüssung und dann auch noch gleich an dem neben mir stehenden Gardeleutnant. Mit seinen nassen, schmutzigen Pfoten, die er an den blendend weissen Hosen des Leutnants abstreift, bringt er diesen in die schrecklichste Verlegenheit. Denn eben wird zum Aufbruch geblasen, und es ist für Kleiderwechsel keine Zeit mehr. So muss denn der Gardeleutnant mit den riesigen Flecken der Hundepfotenspuren unseres »Chüeri« seinen Hengst besteigen.

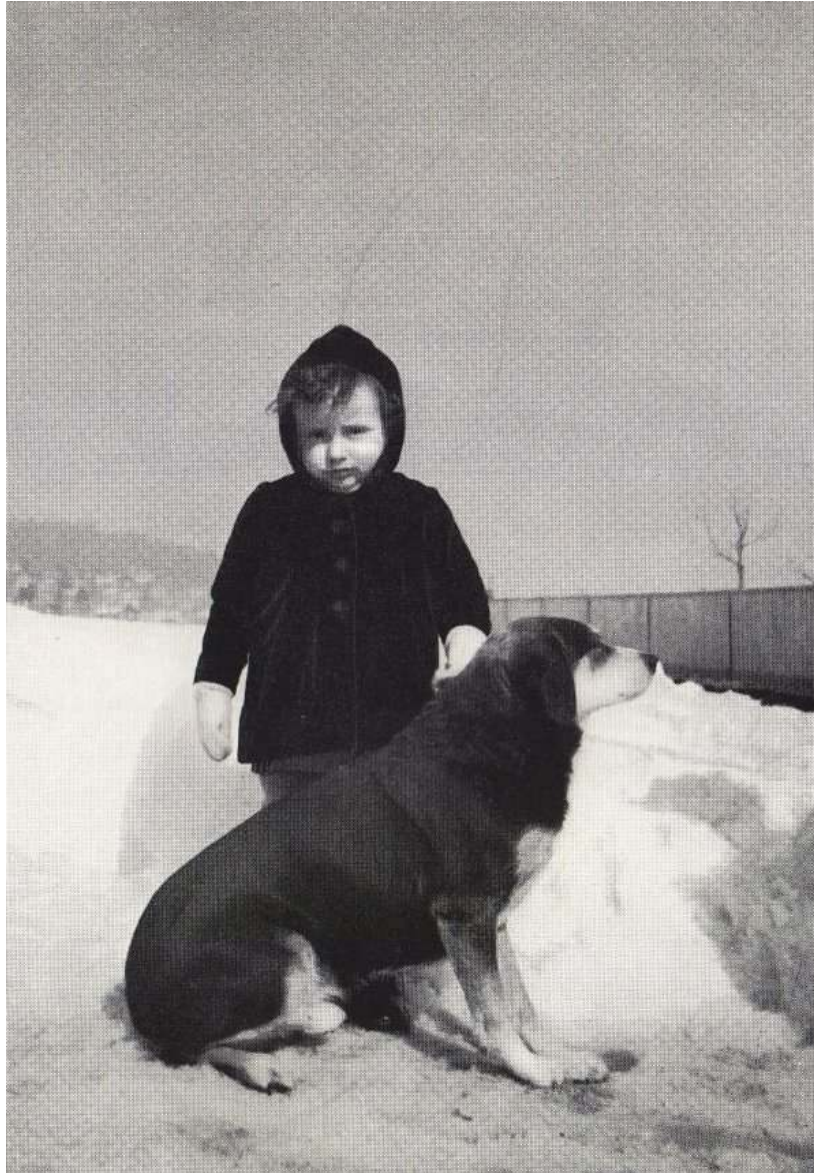
In der Regel löst ein Regiment Infanterie ein Regiment Kavallerie auf der Wache ab oder umgekehrt. Auch der Wacheaufzug der Infanterie ist malerisch. Denn bei der Garde dienen nur wohlgewachsene, sehr grosse Soldaten, oft wahre Riesen. Zudem tragen sie hohe Bärenfellmützen, wie zur Zeit des grossen Napoleon. Aber diesen Riesen voraus schreiten als Tambouren wahre Zwerge. Es sind Waisenknaben, die bei den Regimentern als Tambouren dienen, oft noch so kleine Buben, dass sie kaum die mächtigen Trommeln zu schleppen vermögen. Aber exakt und rassig schlagen sie das Trommelfell,

und die riesige Menschenmenge, die stets solchen Wacheaufzug bestaunt, hat ihre besondere Freude an diesen kleinen Tambouren. Wir stehen dem königlichen Schloss gegenüber, wie die Infanteriespitze auftaucht, und gerade in diesem Moment entdeckt unser »Chüeri« auf der ändern Strassenseite einen Vetter Hund und flitzt hinüber. Ich rufe ihn zurück, aber er scheint eine gute Bekanntschaft gemacht zu haben und kommt nicht gleich. Und nun sind bereits die zwölf kleinen Tambouren aufgerückt, wie endlich »Chüeri« sich bequemt, meinem Rufen Folge zu leisten. Er sieht die riesigen Männer mit den hohen Bärenfellmützen wie wandelnde Säulen daherkommen und pfeilt noch schnell zwischen den kleinen Tambouren durch und gerät richtig dem letzten zwischen die Beine, so dass er stolpert und beinahe mit seiner riesigen Trommel auf dem Pflaster landet. »Chüeri« kläfft erschrocken, und die Menge lacht, und der kleine Tambour will ihm eins mit dem Schlegel aufbrummen, aber unser »Chüeri« ist bereits bei mir und muss nun zur Strafe an die Leine.

*Wie »Chüeri« über die Donau schaukelt und beinahe ins Wasser fällt
und nach dem walddreichen Bulgarien zu den schwarzen Sauen zieht*

Von Bukarest traben wir in einem Tage die achtundsechzig Kilometer hinunter an die Grenze Rumäniens, nach dem alten Giurgiu an der Donau. Wieder kommen wir durch viele Dörfer mit vielen Hunden. Aber wir haben drei Offiziere mit, die mit ihren Hengsten unserm »Chüeri« die angriffslustigen Gesellen vom Halse halten. Wir verbringen einen letzten, schönen Abend im schönen, gastfreundlichen Rumänien, und am frühen Morgen gehen wir an Bord eines Schleppkahnes, der uns quer über die Donau nach Rustschuck in Bulgarien führt. Während der ganzen Ueberfahrt bin ich wie auf Dornen, denn der Schleppkahn hat keine Reling und Abschränkung und ist zudem nicht allzu breit. Wir müssen stets aufpassen, dass keines unserer Pferde rückwärts tritt und in die hochgehende Donau stürzt. Der »Chüeri« muss an die Leine, denn schon beim Verlad wäre er beinahe vom Steg ins Wasser gestürzt, weil er nicht eilig genug an einem Matrosen vorbeipfeilen konnte, um den Pferden zu folgen.

In Rustschuck sind wir Gast beim fünften bulgarischen Infanterieregiment, und der Kommandant veranstaltet zu unsern Ehren einen grossen Ball. Wir logieren mit Pferd und Hund in einer riesigen Kaserne. Zum Ball holt mich ein Offizier ab mit einem Fiaker. Malerisch sind diese bulgarischen Gespanne, prächtig aufgeschirrt mit kupferbeschlagenen Kummerten und Lederzeug die kleinen, flinken Kosakenpferdchen, stolz die betressten Kutscher mit mächtigem Schnurrbart auf dem Bock und reich mit grellen Farben bemalt das Gefährt. »Chüeri« darf mitfahren und sitzt wieder einmal stolz auf dem Polster und mustert die alten Gassen von Rustschuck, durch die wir bei einer spärlichen Strassenbeleuchtung eilig dahingleiten. Frühere Erfahrungen veranlassen mich, den Offizier zu bitten, an einem Tisch gleich neben einer Säule Platz zu nehmen, damit ich den »Chüeri« an diese solide Säule binden kann, denn ich möchte nicht, dass er plötzlich mitten durch die Tanzenden stolche und gar dem dicken, martialisch aussehenden, schnurrbärtigen Bulgarenobersten zwischen die Beine fahre.



Toni mit »Chüeri«

Februar 1942

Wir müssen den Endspurt mit dem Winter halten, vor seinen Schneestürmen über das Balkengebirge zu kommen. So traben wir gleich am frühen Morgen von Rustschuck weg und dem fernen Schipkapass zu. Wir durchziehen ein Land eigenartiger Romantik. Knorrige Eichenwälder wechseln mit Hügellandschaften mit meist spärlicher Weide. Zahlreiche Schweineherden streifen durch diese Wälder. Grosse, schwarze, borstige Sauen, denen der Hirte auf seinem Dudelsack ein Lied quiekt, dann wieder Ebenen, auf denen schwarze, tiefhornige Büffel äsen. Es gibt nun wieder manches Abenteuer für unsern »Chüeri«. Die schwarzen Sauen schlägt er stets leicht in eilige Flucht, nicht so die riesigen Eber, die sich zur Wehr stellen, und nur seiner Flinkheit verdankt es unser »Chüeri«, dass er nicht solch wütendem Eber zum Opfer fällt. Auch die Büffelstiere nehmen den Kampf stets auf und senken ihre Höner, aber »Chüeri« ist ihnen viel zu schnell und nimmt stets rechtzeitig Reissaus, wenn die Situation gefährlich wird. Wir lassen

ihm die Freude, und mancher dieser Dudelsackhirten mag uns wohl grollen, dass wir sein geruhiges Hirtenleben mit unserm Entlebucher stören.

*Wie der Geissbock von Bjala sich tapfer schlägt,
aber von unserm »Chüeri« klar besiegt
und zum Ausreissen gezwungen wird*

Fünfhundert Jahre lang beherrschten die Türken den Balkan, und es gibt auch in Bulgarien noch alttürkische Dörfer, fast ausschliesslich von ehemaligen Türken bewohnt. So auch dieses malerische Bergnest Bjala, mit seinen alten Türkenhäusern und seiner kleinen Moschee mit dem schlanken Minarett, mit dem öffentlichen Brunnen unten am Bach, wo wie vor alten Zeiten die Frauen ihre Wasserkrüge füllen und auf dem Kopf den steilen Weg hinauftragen ins Dorf. Hier, ausserhalb der türkischen Grenzpfähle, kümmern sich die Türken nicht um die Reformgesetze des Kemal Pascha, die Frauen tragen noch den Schleier oder Halbschleier, die Männer den Turban oder Fez. Auf der andern Seite des Baches steigt der Weg steil hinan zu einem alten Kastell. Hier hat die berittene Gendarmerie ihr Quartier, und hier auch logieren wir für diese Nacht. Ein Dutzend der kleinen, langhaarigen Kosakenpferdchen geht innerhalb der Mauer frei im Hof herum. Es ist ein malerisches Bild, vor dem Tor zu sitzen und wie eine Fata Morgana aus längst verklungenen Zeiten, wie ein lebendes Gemälde, das Treiben drüben im alten Türkendorf zu betrachten. Wie der alte Wasserträger mit seinem Eselein zum Bach hinuntertrippelt, hier seine Schläuche füllt, um dann das kostbare Nass stundenweit in Siedlungen zu bringen, wo es gar kein oder nur ungesundes Wasser gibt. Und der Händler, der gleich eine kleine Karawane von diesen grauen Eselein vor sich hertreibt, jedes mit viel Ballast beladen, mit Teppichen, die er kaufte, um sie in die Stadt zu schaffen, mit Tüchern und Spezereien, die er im Tauschhandel an die Bauern vertreibt. Und dann die Bauern mit ihren Büffelgespannen, die sie zur Tränke führen. »Chüeri« hockt neben mir und schaut aufmerksam zu, einmal streift er hinunter an den Bach, um Wasser zu lappen, und ich denke schon, dass er einem Bauern seine Büffel aufjagen wolle, aber er kommt schön sitzsaftig wieder zurück. Da kommt ein alter Türke jenseits des Baches auf schmalen Pfad daher mit einer Schar Geissen, angeführt von einem stolzen Geissbock mit langem Gehörn. Die Geissen sind bald hoch oben am Bord, bald unten am Bach, und der alte Geisshirt hat Mühe, sie immer wieder zusammen vorwärts zu jagen. »Chüeri« findet, das sei eigentlich sein Amt und setzt in grossen Sprüngen das Bord hinab, und schon sehe ich ihn kläffend die verstreuten Ziegen auf den Weg treiben. Doch der Geissbock ist mit diesem Eingriff in seine souveränen Rechte nicht einverstanden, er stellt sich unserm »Chüeri« entgegen und senkt die weit gebogenen Hörner. Es beginnt nun der übliche Zweikampf. Aber so ein bulgarischer Geissbock ist flink auf den Beinen, und mehrmals entgeht »Chüeri« knapp dem Zustoss der Hörner. Der Türke zieht gelassen mit den Geissen weiter, die nun fluchtartig und eng zusammen den Weg hinunterstreben, so dass der Ziegenhirt lange Schritte nehmen muss, ihnen zu folgen. Derweil umkreist der »Chüeri« pfeilgeschwind den Geissbock, und dieser wird immer wütender, wenn er nur ins Leere stösst und nimmt gewaltige Anläufe, aber blinder Eifer schadet nur, und so tapfer sich der Geissbock schlägt, schliesslich wird ihm die Sache doch zu dumm. Er nimmt noch einen letzten, gewaltigen Anlauf, dann macht er kehrt und setzt

in langen Sprüngen dem Geissenrudel nach, und ich rufe nun dem »Chüeri« sehr energisch, die Verfolgung des geschlagenen »Feindes« einzustellen, und endlich kommt er daher mit weit heraushängender Zunge, und die bulgarischen Gendarmen haben ihre helle Freude an ihm.

*Wie »Chüeri« mit kleinen Tierchen unangenehme Bekanntschaft schliesst
und der Doktor Eisenbart von Tirnovo ihm eine Rosskur verschreibt
und wie er dem Sauhirten von Gabrovo seinen Dudelsack stiehlt
und wir ihm einmal mehr eine nutzlose Strafpredigt halten*

Wir haben manches düstere Quartier, in alten Ställen, deren Mauern wohl lange vor der Türkenzeit errichtet wurden, und eines Tages will uns scheinen, dass sich »Chüeri« bei jedem Halt eifrig kratze, ja, dass er oft vorausseile, um sich niederlegen und kratzen zu können. So nehmen wir ihn denn in genaue Untersuchung und richtig, unser »Chüeri« hat mit kleinen Tierchen unangenehme Bekanntschaft gemacht und ist voller Flöhe und Nissen, aus denen ganze Armeen von Flöhen kriechen werden. Was ist da zu machen? Wir decken ihn des Nachts mit zwei Pferdedecken zu, denn solches Ungeziefer scheut die Ausdünstung der Pferde, und niemals wird man finden, dass Pferdeburchen und Pferdeknecchte Flöhe hätten. Aber diese Hundeflöhe machen sich anscheinlich aus dem Pferdodunst keinen Dunst und drangsaliern unsern Entlebucher immer mehr, so, dass er ganz wild wird vor Kratzen und Inselfbeissen. So erreichen wir die alte bulgarische Hauptstadt Tirnovo, das Felsennest, mit seinen malerischen, altersgrauen Gassen und seinem Kastell. Hier nehmen wir Quartier beim zweiten bulgarischen Dragonerregiment, und gleich melde ich dem Hauptmann, der uns die Stallungen anweist, dass ich dem Regimentstierarzt meinen Hund zeigen sollte, er hätte Flöhe. Lachend meint der Hauptmann, Hunde hätten doch immer Flöhe, da sei doch nichts dabei. Aber wir sind anderer Ansicht, gepflegte Hunde sollen so wenig Flöhe haben, wie gepflegte Kinder. Der Tierarzt erscheint, ein langer, älterer Herr, der auch zwei Semester in Wien studierte und gebrochen Deutsch spricht. Er nimmt unsern »Chüeri« in die Kur, und dieser lässt es nur widerwillig geschehen und flitzt ihm immer wieder unter den Händen weg. Aber der Doktor greift nun fest zu und nimmt den »Chüeri« zwischen seine Reitstiefel und so fest in die Zange, dass es kein Entwischen mehr gibt. Dem »Chüeri« muss dieser bulgarische Pferdodoktor als ein wahrer Doktor Eisenbart vorkommen. Er fährt mit einem riesigen Kamm durch »Chüeris« Fell und lichtet es stellenweise mit einer gewaltigen Schere, so, dass unser schöner Entlebucher bald ausschaut wie ein schiefgeratenes Zebra. Dann holt der Doktor Eisenbart aus seiner Medizin- und Zaubertasche eine silberne Salbe und reibt den »Chüeri« damit ein, und der »Chüeri« wehrt sich und winselt und schaut mich flehentlich an, warum ich ihm nicht zu Hilfe komme und ihn nicht aus den Klauen des grausamen Doktors befreie. Ich spreche ihm aber zu, dass er ruhig sein möge, dass das gut tue und notwendig sei. Ja, man muss mit den Hunden in jeder Situation sprechen, es liegt ausser allem Zweifel, dass sie uns verstehen, vielleicht nicht den Worten, aber sicher dem Sinn nach. Jedenfalls hören sie aus dem Tonfall, ob man ihnen zuspricht, ob man mit ihnen schimpft, oder ob man scherzt. Das Schlimmste aber kommt erst noch, wie die Einsalberei vorbei ist, denn der Doktor lässt durch einen Soldaten einen riesigen Maulkorb holen und stülpt ihn unserm »Chüeri« um sein edles Haupt, denn

dieser Maulkorb müsse den »Chüeri« verhindern, die Salbe wegzulecken. »Chüeri« passt das nun gar nicht. Er versucht immer wieder, mit seinen Tatzen den Maulkorb abzustreifen und kommt zu mir und bittet, dass ich ihm das Zwangsinstrument abnehme. Aber ich kann seinem Ersuchen leider nicht entsprechen. Wenigstens während des Ruhetages, den wir in Tirnovo verbringen, muss er den Maulkorb anbehalten. Am zweiten Abend kommt der Doktor Eisenbart nachsehen und scheint von der Kur sehr befriedigt zu sein. Er reicht mir noch eine Dose von der Salbe: »Fiar späta, wanns wieda so Viachr merken solltn.« Er ist auch einverstanden damit, dass wir den Maulkorb am Morgen beim Aufbruch unserm »Chüeri« wegnehmen.

Dieses Wegnehmen des Maulkorbes ist nun für »Chüeri« ein Freudenfest. Nicht genug kann er danken und dies bezeugen, durch Hochspringen und Lecken und Bellen. Wir traben gegen Gabrovo, einer kleinen Industriestadt am Fusse des Balkans. Der Einladung des Bürgermeisters, einige Tage zu bleiben, können wir nicht Folge geben, denn wir wollen nun den Balkan hinter uns bringen, jeden Tag kann der lange hinauszögernde Winter hereinbrechen. Früh am andern Tage brechen wir auf. Es ist kalt, und die Strasse ist stellenweise vereist. Wir wollen gleich in einem Zuge über den Schipkapass. Ausserhalb Gabrovo geht's erst durch niedrigen Eichenwald, und unter den Bäumen streift ein grosses Rudel schwarzer Sauen. Wahrscheinlich ein Hirte, der sie auf den Markt treibt und hier über Nacht geschlafen hat, denn er liegt an einem Stamm, zugedeckt bis über die Ohren mit Schaffellen. »Chüeri« schleicht sich zu dem Sauhirten und schnuppert an ihm herum, und plötzlich nimmt er etwas am Boden auf mit seiner Schnauze und kommt damit herangefieft. Erst sehen wir nicht, was er da dem schlafenden Sauhirten gemaust hat, dann, wie er triumphierend anlangt, bemerken wir, dass es des Hirten Dudelsack ist. Schnell bin ich vom Pferd herab, und »Chüeri« muss den Dudelsack widerwillig hergeben. So viel ich verstehe, hat's dem Dudelsack nichts geschadet, wenigstens bemerke ich kein Loch in der Haut. So trage ich ihn zurück zum Hirten, und da er so fest schläft, will ich ihn nicht wecken. Dem »Chüeri« aber halte ich ernsthaft eine Strafpredigt, eine nutzlose wohl, wie immer.

*Wie »Chüeri« über den winterlichen Balkan klettert
und ihn die Rosenmädchen von Casanlik zum duftendsten Hunde der Weltgeschichte machen*

Die Strasse auf der Nordseite ist gut ausgebaut und windet sich durch Wälder und über Weiden immer höher hinauf. Die kleinen Dörfchen bleiben weit unten im Tal zurück, und kein Haus mehr liegt am Weg auf dieser Zweiundzwanzigkilometer-Strecke bis zur Passhöhe. Einsam ist es hier, und wir sehen nieder in waldreiche Täler und über die vielen Bergzüge des Balkans. Wie oft zogen kriegslüsterne Türkenheere über diese selbe Strasse, die Völker des Balkans zu unterjochen, ja, um bis vor die Tore Wiens zu ziehen! Nur auf den Waldstrecken liegt Schnee, und doch ist es schon der vierte Januar. Wir haben ein unwahrscheinliches Glück, wie uns die Offiziere und Bürgermeister schon mehrmals versicherten, denn es ist sonst die Regel, dass die Winterstürme bereits im November den Schipkapass gänzlich zuschneien und unpassierbar machen. Wehe dem Reisenden, der auf diesen einsamen Strecken von einem Schneesturm überrascht wird. Zwei, drei Meter Schnee in wenigen Stunden tragen diese Oststürme daher, und das ist noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste sind die Verwehungen der Strassen-

einschnitte, wo es den Schnee zu sechs und acht Metern türmt, viel schneller, als der Reisende aus solchem Einschnitt herauskommen kann. Schon mancher blieb liegen mit Ross und Wagen, und erst die Frühjahrssonne hat die Tragödie solcher Sturmnacht ans Licht des Tages gebracht. Den »Chüeri« kümmern solch tragische Ereignisse der Vergangenheit nicht. Seine glückliche Hundeseele lebt nur der Gegenwart, und er beinelt eifrig voraus und kommt wieder zurück oder erwartet uns, zufrieden am Wegrand sitzend und die Aussicht betrachtend. Die Salbe des Doktors Eisenbart scheint ihre Wirkung getan zu haben, denn er kratzt sich nicht mehr. Nur noch die Scherenspurten im glänzend schwarzen Fell sollten bald wieder verschwinden.

Oben auf der Passhöhe hafern wir und kochen ab. Aus Konserven bereiten wir einen gut bernischen Surchabis mit Schwinigem und Emmentalerwürsten. Zwei Muselmänner gesellen sich zu uns. Wir laden sie ein zum Mahl, und einer setzt sich gleich in unsern Kreis und haut tapfer ein. Der andere betrachtet misstrauisch die Büchsen, wovon die eine Etikette einen schmunzelnden Schweinekopf zeigt. Da weist er entsetzt darauf hin, und sein Gefährte lässt seine Wurst fallen und springt mit vielen Verwünschungen auf, steckt sich den Finger weit in den Hals und gibt nach Möglichkeit heraus, woran er sich doch soeben labte. Nun erst geht uns ein Licht auf, dass ja den Mohammedanern jeder Genuss von Schweinefleisch verboten ist. Nur der »Chüeri« weiss sich das sonderbare Tun nicht zu deuten und denkt wohl einmal mehr, so ganz habe er die Menschen doch noch nicht kennen gelernt.

In vielen Kehren geht's hinunter nach Südbulgarien. Die Südstrasse ist denkbar schlecht. Unser Karren kippt um, und die eine Stange bricht dabei. Wir schlittern mehr bergab, als wir gehen. Tiefe Runsen und Spalte weist die Strasse auf und ist überhaupt ein Morast. Wir sind froh, wie wir abends das Dorf Schipka erreichen mit seiner schönen russischen Kirche und dem steilen Glockenturm. Aber wir traben gleich noch hinüber nach Casanlik. Wir haben den Wettlauf mit dem russischen Winter gewonnen; am Tage drauf wird der Schipkapass gänzlich zugedeckt, ein ungeheurer Schneesturm fegt über den Balkan.

Casanlik ist die Rosenstadt von Bulgarien. Weite Rosenplantagen bedecken die ganze, breite Talsohle und klettern an den Südhängen des Balkans hin. Hier wird wohl das köstlichste Parfüm der Welt gewonnen. Dreitausendzweihundert Kilo Rosenblätter braucht es zu einem Kilogramm Rosenöl, das aber so kostbar ist, dass es fast nur tropfenweise in niedlichen Glasröhrchen verkauft wird. Jetzt sind wir noch sechs Wochen zu früh zur ersten Rosenernte. Mitte Februar beginnt sie. Mit dem ersten Sonnenstrahl müssen die Rosen gepflückt sein, dann wird die Ernte unterbrochen bis zur nächsten Mitternachtsstunde. Dann rücken die Rosenmädchen von Caanlik aus in die Plantagen und pflücken eilig und füllen ihre Körbe. Jetzt aber verwöhnen sie unsern »Chüeri«, und jede will einige Tropfen von dem kostbaren Oel daran verwenden, unsern Entlebucher zum duftendsten Hund der Weltgeschichte zu machen. Noch zwei Wochen nachher, nach Regen und Sturm, duftet »Chüeris« Fell nach Rosen.

*Wie dem guten Gendarmen von Stara Zagora die Wurst abhanden kommt
und unser »Chüeri« beim Bürgermeister über einen saftigen Schweinebraten verächtlich die Nase rümpft*

Wir durchziehen Bulgarisch-Thrazien und einen frühen Frühling. Erst eine wellige Hügellandschaft, die in eine weite Steppe ausläuft. Sonnseits blühen die ersten Blumen, der gelbe Löwenzahn, einige Veilchen, die ersten schüchternen Margriten. Dem »Chüeri« gefällt es ausnehmend gut, er umkreist bellend unsere vier Rosse und schlägt weite Bogen hinaus in die Felder. Ein Gendarm kommt über die Steppe galoppiert und meldet sich, und seinem Bulgarisch kann ich so viel entnehmen, dass er uns bis Stara-Zagora geleiten soll und wir dort vom Bürgermeister zu Gast geladen werden. So folgen wir denn dem Gendarmen auf seinem kleinen, struppigen Pferdchen, an dem »Chüeri« nun mit besonderer Lust hinauf bellt, denn auf so kleinen Pferdchen muss ihm der Reiter viel näher und lange nicht so erhaben erscheinen. In Stara-Zagora, einer mittelgrossen Stadt, geht's durch viele Strassen zu einem kleinen, ummauerten Hof, wo wir Stallungen finden. Der Gendarm hilft uns beim Stallbezug und legt seinen Proviantstasche auf ein kleines Mäuerchen, um mit Gabel und Schaufel zu hantieren. Wir haben alle Hände voll zu tun und achten nicht besonders auf unsern »Chüeri«. Er liegt im Schatten der Umfassungsmauer und kaut etwas. Wie wir unser Quartier eingerichtet haben, empfiehlt sich der Gendarm und geht zu seinem Pferdchen. Lange betrachtet er seinen Proviantstasche und befühlt ihn und öffnet ihn und schüttelt sein bärtiges Haupt. Ich frage ihn, ob er etwas verloren habe. Er bejaht eifrig und zeigt und gestikuliert, und ich muss daraus entnehmen, dass ihm eine grosse Wurst abhanden gekommen sei. Ein schwarzer Verdacht steigt in uns auf. Sollte etwa der »Chüeri« diese Wurst aus dem Proviantstasche gestohlen haben? Natürlich, das kann gar nicht anders sein, denn er leckt sich eben sehr befriedigt die Lefzgen. Wir rufen ihn her, und er bekommt wieder einmal eine Strafpredigt. Aber der Gendarm lacht nur und will erst eine Büchse Würste, die wir ihm als Schadloshaltung anbieten, nicht annehmen. Aber wir bestehen darauf, und er versorgt sie in seinen ausgeraubten Proviantstasche, bevor er sein Pferdchen besteigt.

Abends sind wir beim Bürgermeister zu Gast, und es findet ein grosser Empfang statt. Viele Prominente sind da, und der Bürgermeister hält eine Ansprache und da er nicht recht klug wurde, was wir eigentlich für Landsleute seien, lässt er den König Gustav von Schweden hochleben. An »Chüeri« hat er seine grosse Freude und will ihm ein besonders saftiges Stück Schweinebraten zuhalten. Aber »Chüeri« rümpft verächtlich seine Schnauze, was den Bürgermeister in höchste Verwunderung setzt, weiss er doch nichts von der riesigen Wurst, die unser kleiner Spitzbub seinem Gendarmen gestohlen hat. Wie wir spät abends heimkehren und mit unsern Taschenlampen den Hof ableuchten, flitzt unser »Chüeri« richtig noch schnell zum Mäuerchen, auf dem die Provianttasche des Gendarmen lag und hat damit einmal mehr sich verraten. Man soll nun aber nicht glauben, dass unser »Chüeri« ein ausgewachsener Schelm sei. Aber wenn man einen Hund so in Versuchung führt und ihm nach langem Marsch in eben rechter Schnauzenhöhe eine saftige Wurst hinlegt, dann wird wohl selten einer der Versuchung widerstehen. Zudem ist unser »Chüeri« eben kein dressierter Hund, er ist ein freier Hund, und aller Drill und Zwang ist ihm ein Greuel. Er ist also ein gut demokratischer Hund, und wenn er findet, die Würste seien nicht nur für die Menschen, sondern auch für die Hunde, wer wollte ihm das übelnehmen? »Raum für alle hat die Erde«, und für jeden wäre genug da, wenn die Menschen nicht immer wieder durch Krieg und Unvernunft alles zerstören würden, was sie in Jahrhunderten mit Mühe und Schweiß aufbauten.

*Wie »Chüeri« sich selbst zum Muezzin von Baba Eski macht
und vom hohen Rundgang des Minarets herabheult
und ein verbotenes Honiglecken hält
und mit knapper Not einem schrecklichen Tode entrinnt*

Wir ziehen durch Türkisch-Thrazien. Von Adrianopel weg bis Baba Eski dehnt sich eine sumpfige Steppe. Es gibt da keinen richtigen Weg mehr und keine Brücken über die Wasserläufe und Tümpel. Oft suchen wir lange nach einer Furt. Aber selbst die Furten, die für die kleinen türkischen Pferdchen noch gangbar sind, sind oft einfach unpassierbar für unsere viel schwereren Pferde und unsern schwer beladenen Karren. Die Ufer schon sind ein einziger Morast, und oft versinken unsere Rosse bis an den Bauch, und wir haben Mühe, sie wieder auf festern Boden zurückzuretten. Dann ziehen wir flussaufwärts, flussabwärts, bis wir endlich einen einigermaßen brauchbaren Uebergang finden. Aber noch da geht's gewöhnlich mitten durchs Wasser. »Chüeri« stürzt sich stets tapfer hinein und schwimmt und ist immer schon vor uns drüben. Ja, wir haben tapfere Rosse und einen tapfern Hund!

Bei Baba Eski kommen wir mitten in türkische Manöver. Das sechste türkische Kürassierregiment hat eine Gefechtsübung gegen eine Tankformation. Die Offiziere laden mich zum Mittagmahl in einer kleinen Gaststätte. Diese sieht aus wie ein besserer Hühnerschlag. Sägemehl am Boden, links und rechts neben der Tür sind grosse Fässer mit einer wenig vertrauenerweckenden Flüssigkeit, auf der obenauf Brocken schwimmen. Ein Türke steht davor und fährt mit einer riesigen Kelle gleich einem Ruder darin herum. Dann wird uns allen davon ausgeschöpft, und wir sitzen mit den Offizieren zu Tisch. Suppe soll das wahrscheinlich sein, aber nach unserm Empfinden ist das eine Pfefferbrühe, ungemein scharf, und einige Schaffleischklösse schwimmen obenauf. Wir müssen uns wirklich zwingen, das Zeug hinunterzubringen. Ich halte dem »Chüeri« von meinen Fleischklößen zu, aber er rümpft die Nase und lässt sie liegen. So unhöflich dürfen wir nicht sein. Dann gibt's den zweiten Gang, wieder Fleisch, aber an einer Honigsauce. Diese Türken scheinen einen ganz andern Gaumen zu haben, als wir Westeuropäer. Dazu gibt es nichts zu trinken, nicht einmal Wasser, und nach dem Essen haben wir einen Riesendurst und einen ganz kräftigen Hals.

Baba-Eski hat am Rande der Ortschaft eine kleine, alte Moschee mit einem ziemlich hohen Minarett. Es ist zwar verboten, ein Minarett zu besteigen, das nur den muselmanischen Priestern offen steht. Aber da ich die Türe nur angelehnt finde, kletterte ich die schmale Wendeltreppe hinauf zum hohen, schmalen Rundgang, und der »Chüeri« muss natürlich auch mit. Von da oben genießt man eine prächtige Rundschau, und ich verweile ordentlich lange, bevor ich wiederum hinabsteige. »Chüeri« hat sich nach dem reichlichen Mittagessen im Schatten der Turmspitze auf dem Rundgang zu einem Nickerchen zusammengerollt und muss nicht beachtet haben, dass ich wieder hinabstieg und die Türe zustiess. Wie ich nun wieder unserm Quartier zuschreite, vernehme ich plötzlich vom Minarett herab ein klägliches Geheul. Natürlich fällt mir sofort ein, dass müsse »Chüeri« sein und richtig, er hat die vor dem Tatzen auf die Brüstung des Rundganges gelegt, und heult jämmerlich herab. Ich habe eine Heidenangst, er könne etwa hinausspringen und rufe ihm zu, er solle ruhig sein. Zudem ist mir dies sehr unangenehm, weil einige Türken vor die Häuser treten und erstaunt an ihrem Gebetturm hinauf blicken, denn noch nie mag sich ein Hund in diesen geweihten Turm getraut haben. Wie ich dem Minarett zueile, bricht »Chüeri« sein

Geheul ab und verschwindet von der Brüstung, und wie ich nun anlange bei der kleinen Moschee und die Turmtüre auf stosse, flitzt er auch schon heraus und bellt freudig an mir hoch. Wir verschwinden eilig zu unserer Kolonne, denn die Türken mustern uns mit wenig freundlichen Blicken.

Wieder folgen zwei Tage Steppenritt, dann kommen wir in eine Hügellandschaft. Hoch oben an den Hängen thronen die türkischen Dörfer von Thrazien. Wahrscheinlich rührt das noch von frühern Kriegszeiten her, denn ein Ort am Hang ist immer besser zu verteidigen, als einer im Flachland. Gastfreundlich sind die Türken. Drei Sachen bekommt jeder Fremdling umsonst und darf sie nie bezahlen: Brot, Salz und Wasser. Denn auch das gute Trinkwasser muss man hier kaufen, von entfernten Quellen bringen es die Wasserträger auf ihren Eselchen. Oft reite ich zum Einkauf in ein Dorf hinauf, um meine Satteltaschen zu füllen. Die Händler halten alles kunterbunt durcheinander feil. Brot und Käse und Honigwaben und Wagenschmiere auf dem selben Brett und daneben Fleischstücke, und an allem ein Fliegenschwarm. Und wie ich einmal alle meine Einkäufe schon gemacht habe, nimmt sich »Chüeri« fein zierlich vom Brett eine volle Honigwabe und hat sie schon zwischen den Tatzen. So bleibt mir nichts anderes übrig, als sie dem Händler zu bezahlen, und »Chüeri« trollt nun mit seiner Wabe voraus und legt sich von Zeit zu Zeit nieder, um daran zu lecken. Aber plötzlich sehe ich ihn eifrig schnappen und wie wild im Kreis herumfegen, und wie ich hinzugaloppiere, sehe ich, dass ein Wespenschwarm dem »Chüeri« den Honig streitig macht. Ich galoppiere nun davon und rufe dem »Chüeri«, und er lässt gottlob die Honigwabe liegen und folgt mir und entrinnt so mit knapper Not einem schrecklichen Tode. Diesmal waren es viel zu viele Wespen und trotz eifrigstem Schnappen hätte er die Schlacht verloren, nicht wie auf der Schattenburg im Vorarlberg. Aber seitdem mag er weder Wespen noch Bienen leiden und kommt ihm eine in die Nähe, so schnappt er sie und hat sich darin eine grosse Fertigkeit erworben.

*Wie »Chüeri« die Schakale von Thrazien verbellt und unser Zelt mit Mut und Ausdauer verteidigt,
und wie er am Marmarameer auf Fischfang geht und mit den Fischern von Silivri am Feuer sitzt,
und wie er umsonst die Kamele anbellt, die vorüberziehen
und durch Nacht und Regen nach dem fernen Stambul trabt*

Wenn wir das Zelt aufschlagen, dann lagern wir immer an einem Tümpel oder Wasser mit Weidespuren. Wo das Vieh und das Wild zur Tränke geht, ist das Wasser einigermassen gut, wo sich keine Weidespuren finden, ist das Wasser bestimmt verseucht. Wir haben ein Zelt von sechs Meter Länge und vier Meter Breite, und alle unsere vier Pferde haben genügend Raum. Wir selbst schlafen vor den Köpfen der Pferde, und »Chüeri« kuschelt sich immer in meinen weiten Poncho. Wenn es draussen sehr kalt ist, dann herrscht im Zelt eine angenehme Wärme, denn die Pferde strahlen eine grosse Wärme aus. Romantisch sind diese Zeltlager. Aber wir sind froh, dass wir den »Chüeri« bei uns haben, denn er ist ein guter Wächter. Oft hören wir gar nichts, trotzdem erhebt sich »Chüeri« und bellt, und treten wir dann vor die Zeltleinwand, so sehen wir einen nächtlichen Wanderer durch die Steppe ziehen — »Chüeri« hat ihn gehört, obgleich sein Schritt auf dem weichen, meist sumpfigen Moorboden uns gänzlich unhörbar ist. Aber auch düstere Gestalten umschleichen oft im weiten Bogen unser Zeltlager, und dann bellt »Chüeri«

wie wild — es sind die Schakale der thrazischen Steppe, die auf nächtlichen Raub ausziehen. Den »Chüeri« müssen wir zurückhalten, er würde sonst in die Nacht hinausfeilen und diese Schakale angreifen, und dann wäre doch wohl bei ihrer Uebermacht der Ausgang des Streites sehr fraglich. Streue haben wir in solchem Steppenlager nicht, der Boden ist meist sumpfig, die Pferde stehen die ganze Nacht. Wir haben Zeltbahnen, die wir auf den Boden breiten, und je eine Woldecke darüber — so lässt sich wohl zur Not schlafen.

Endlich bleibt die Steppe zurück, und wie wir wieder einmal auf einer Hügelkuppe anlangen, sehen wir die silberne Fläche des Marmarameeres. Nun geht's hinunter an den Strand und durch weiche Sanddünen, denn wir wollen noch bis nach Silivri, diesem alten Piratennest. Ich reite so weit aussen am Rand der Düne, dass oft die Wellen über die Hufe des Pferdes schlagen, denn flach und seicht sind hier die Ufer. »Chüeri« weicht den Wellen pfeilschnell aus, nur von der Gischt wird er bespritzt. Und plötzlich hält er etwas Zappliges im Maul, und wie ich genauer hinsehe, ist es ein grosser Fisch, den die Wellen auf den Sand geworfen haben. Ich steige rasch ab und nehme ihm den Fisch aus dem Maul erscheint unverletzt. So werfe ich ihn wieder in die Wellen, und »Chüeri« ist darüber nicht weiter enttäuscht.

In Silivri nehmen wir Quartier, und am frühen Morgen, wie meine Leute zum Aufbruch rüsten, wandere ich mit »Chüeri« hinab an den klaren Strand, einigen Fischern zuzusehen, die eben ihr Boot zur Ausfahrt rüsten. Ein anderes Boot kommt vom nächtlichen Fang zurück, und die Fischer tragen ihre Netze mit einer ordentlichen Beute ans Ufer zu einer Feuerstelle, um sie hier zu sortieren und in einzelne Körbe und Kübel zu werfen. »Chüeri« sitzt dabei und schaut dieser Arbeit interessiert zu und fragt sich wohl, warum ich nun diesen Fischern ihren Fang nicht auch wegnehme und wieder ins Meer werfe ...

Erst gegen Mittag brechen wir auf, um gleich zuzumarschieren durch die ganze Nacht, denn bis zum Morgen wollen wir in Istanbul sein. Noch bis zum Abend geht's dem Dünenstrand entlang, und herrlich ist der Sonnenuntergang, der sein Gold über die schaumgekrönten Wogen des Marmarameeres fliessen lässt. Dann steigt die Strasse einen Hügelzug hinan und durch Weide und Steppenland und senkt sich mehrmals wieder zu Tal, um wieder einen Hügelzug zu überqueren. Es ist Mitternacht, wie wir ein glänzendes Lichteer erblicken: Konstantinopel. Aber die Orientnacht täuscht. Nach der Karte sind es immer noch zweiunddreissig Kilometer bis hin. Mehrmals passieren wir Militärposten, die meinen Spezialpass visieren, beim Kerzenlicht mit einem Stempel versehen und uns dann oft auf türkisch Instruktionen erteilen, die wir nicht verstehen. So wird es am besten sein, wenn wir uns stets an die Strasse halten.

Ein eigenartiges Geläute vieler Glocken kommt uns entgegen, und »Chüeri« knurrt, und wir strengen unsere Augen an, um zu erkennen, was uns da für eine abenteuerliche Prozession begegnet. Hohe Gestalten schwanken durch den nächtlichen Regen heran, und unsere schnaubenden Rosse drängen an den äussersten Strassenrand, und »Chüeri« belfert wie besessen. Eine Kamelkarawane ohne Ende zieht an uns vorbei mit wiegenden Schritten. Das Leitkamel trägt eine tiefe Glocke, dann nach zwanzig hochbeinigen Gesellen kommt wieder ein Glockenträger und am Schluss nochmals einer. Gleichmässig ziehen diese Wüstenschiffe an uns vorbei und kümmern sich nicht um »Chüeris« Belfern und Maulen. Wir marschieren zu. Immer stärker setzt der Regen ein. Früh sieben Uhr sind wir an den Toren von Stambul.

*Wie »Chüeri« im alten Bazar von Stambul eine schreckliche Verwirrung anrichtet,
und wie er im Nachen des Charon über die Wasser der Unterwelt fährt;
wie er von den Damen der Schweizerkolonie verhätschelt
und von der Frau des Paschas zum Prinzen ernannt wird,
und wie wir viele Mühe haben, ihn aus so viel Freundschaften zu lösen*

Einige Tage müssen wir im schönen, alten Stambul bleiben. Unsere vier Rosse und meine Leute logieren am Rande der Stadt in der grössten türkischen Bierbrauerei, einem Schweizerunternehmen der Familie Bomonti. Ich logiere mit meinem »Chüeri« in einem kleinen Hotel und bin oft im heimeligen Klubhaus der Schweizerkolonie.

»Chüeri« darf mit mir die Wunder Stambuls bestaunen, nur in die Moscheen und Museen darf er nicht mit, da muss ihn unser Rekrut abholen, und er kann den Pferden einen Besuch machen. Sechsdreissig Strassen führen durch die riesigen, düstern Hallen des grössten Bazars der Welt. Tausende von Händlern halten hier in kleinen Läden und Verkaufsbuden ihre Waren feil. Es ist eine kleine Stadt unter Dach, durch die ich mit »Chüeri« streife. Die Händler sind sehr zudringlich, wenn sie einen Fremden sehen, und noch zudringlicher sind ihre Zutreiber und Agenten, die uns, d. h. immer »Chüeri« und mich, durch viele Strassen verfolgen und einfach nicht ablassen wollen. Wenn man vorsichtig ist und gründlich prüft kann man im alten Bazar zu Stambul viel Wertvolles preiswert erstehen. Aber man muss sich nicht scheuen, zu markten. Die erstgeforderten Preise sind immer drei- und viermal übersetzt. Man marketet also mit gutem Gewissen und macht kaltblütig zuerst ein Unterangebot, das dem Händler den Atem verschlägt; und wenn er einem auch erst zornig den Rücken kehrt, sicher folgt er, sobald man sich umwendet. Wegen zwei Gebetteppichen, die ich mir als Andenken auswähle, markte ich wohl eine halbe Stunde, und »Chüeri« kuschelt sich derweil unter dem Verkaufsstand auf Persern zu einem kurzen Schlummer. Und wie ich endlich mit dem Händler einig bin und er mir die Teppiche verpackt, sehe ich mich nach »Chüeri« um und pfeife ihm. Da will er Hals über Kopf unter dem Brett hervor, das auf zwei Böckli schwankt mit schwerer Last, und verwickelt sich in die Fransen der Orientteppiche über ihm und reisst winselnd und heulend die ganze Bude zusammen. Der Händler erhebt ein Geschrei, und die umstehenden Kollegen eilen herbei und die Zutreiber, und wahrscheinlich glauben sie, dass da irgend ein Teppichdieb ein kleines Gedränge veranstalte, um besser stehlen zu können. Man bleibt da am besten ruhig stehen und wartet die Entwirrung des Chaos ab, und gibt den zwei Marktpolizisten sachlich Auskunft, dass eben nur so ein »Chüeri« ein solches Durcheinander anrichten könne.

»Chüeri« darf auch mit ins versunkene Schloss: eine Säulenhalle unter den Mauern des Serails, die Kaiser Justinian als Wasserreservoir bauen liess. Man steigt einige Stufen tief und ist plötzlich allem Lärm der Grossstadt entrückt. Ein alter Fährmann führt uns auf schwanker Gondel zwischen den vierhundertzwanzig Säulen, beim magischen Licht spärlicher Deckenleuchter, wie Charon die Seelen der Abgeschiedenen in der Unterwelt. Dieser unterirdische, seichte See dehnt sich noch viel weiter, aber ein Sultan, man sagt Abdul Hamid, liess den See durch eine gewaltige Mauer unterschlagen, damit nicht etwa Verschwörer von unten her in den Serail dringen könnten. Alles sieht reichlich unheimlich aus, »Chüeri« aber sitzt gemächlich vorn im Bug und beschaut sich die mystische Herrlichkeit der Unterwelt mit souveräner Ruhe.

Die Schweizer in Istanbul sind alle in hohen Stellungen. Einer ist Direktor der anatolischen Bahnen — Herr Imhof aus Basel; Herr Hodler ist Direktor der Ottomanischen Bank; mein Schulkamerad Hans Bill ist Leiter der Kruppgesellschaft; Herr Meyer, ein Berner, ist Direktor des grössten Warenhauses in Pera; ein Zuger, Herr Waller, ist Direktor der Stambuler Kraftwerke, usw. Fast allabendlich trifft man sich in den grossen Gesellschaftsräumen der Schweizerkolonie. Die Damen vor allem verhätscheln unsern »Chüeri« und halten ihm die besten Bissen zu, bringen ihm selbstgemachte Gützi und Milängli mit, und die Frau des Paschas Ferid Bey ernennt ihn zu ihrem Prinzen und will ihn immer um sich haben. Der Doyen der Kolonie, Monsieur Stebler aus Biel, ein achtzigjähriger Apotheker, bettelt mir immer wieder, ich solle ihm doch den »Chüeri« lassen, er sei so viel allein als alter Wittig, und in Bern könne ich ja wieder so einen »Chüeri« kaufen. Aber ich kann seinem Wunsche nicht entsprechen, seinen Hund soll man nicht verleihen und nicht verschenken und nicht verkaufen — so wenig wie sein Pferd oder sein Gewehr.

*Wie »Chüeri« vielen Todesgefahren entrinnt und seekrank wird,
und wie der Schiffsdoktor und die Köche und Matrosen ihn behalten möchten,
und wie er in endloser Fahrt durch den Bosporus schaukelt*

Für Hunde ist Stambul eine gefährliche Stadt. Denn immer noch gibt es wilde Hunde, von denen früher diese alte türkische Hauptstadt wimmelte, und noch immer gilt die Vorschrift, herrenlose Hunde abzufangen und um die Ecke zu bringen. Auch soll zur Vernichtung von Hunden und Katzen vergiftetes Fleisch überall ausgelegt sein. Kemal Pascha hat mit den wilden Hunden von Stambul aufgeräumt. Auf eine grausame Art. Der Koran verbietet die Tötung von Tieren, die nicht zur Nahrung der Menschen Verwendung finden. So wurden das Jahr vorher mehr als siebentausend Hunde auf eine kahle Insel im Marmarameer ausgesetzt und dort ihrem Schicksal überlassen. Sie frassen sich gegenseitig auf, und noch heute heisst dieses Eiland draussen im glitzernden Meer »die Insel der toten Hunde«. Auch junge Hunde und junge Katzen, die man nicht aufziehen will, tötet man nicht, sondern setzt sie aus, indem man sie auf die Steppe hinausträgt und rings um sie ein Stacheldrahtgehege zieht.

Unsern Plan, dem Marmarameer entlang nach Mazedonien zu ziehen, vereiteln die türkischen Militärbehörden, die uns die Militärzone in diesen Grenzgebieten sperren und uns den Weg zurück über Bulgarien weisen. So paktieren wir mit dem Lloyd Triestino und gehen an Bord des kleinen Postdampfers »Quirinal«. Unsere vier Rosse werden mit dem Kran hochgezogen und schnauben, wie sie der Kranmatrose über die Reling schwenkt. Mit »Chüeri« gehe ich über den Laufsteg, und gleich schellt schon die Schiffsglocke zum Ankerlichten. Die gewaltigen Schaufeln beginnen zu stampfen, die Maschinen lassen das Schiff erzittern, und langsam gleiten wir vom Quai, und unsere Stambuler Freunde winken uns letzte Abschiedsgrüsse, und wir winken zurück, und »Chüeri« bellt über die Reling. Die italienische Schiffsmannschaft betrachtet unsere kleine Kolonne als willkommene Sensation. Unser vier Rosse sind auf der Schiffsbrücke untergebracht und kauen an ihrem Heu. Meine Leute haben sich daneben ein Lager bereitet. Ich durchstreife mit »Chüeri« das ganze Schiff. Langsam gleitet das Lichtermeer von Stambul in das nächtliche Dunkel zurück, und bald kündet nur noch ein ferner Schein über den Hügeln der Dardanellen, dass dort die Zwei-Kontinente-Stadt im fernen Dunst liegt. »Chüeri«

kennt bald die Küchen aller drei Klassen, denn jede Klasse hat ihre eigene Küche. Das Zwischendeck, das überfüllt ist mit Türken und Griechen und armen Leuten, auch vielen Auswanderern aus den Orientstaaten und dem Balkan. Die zweite Klasse hat nur zwei Passagiere, einen deutschen Offizier und mich, die erste Klasse wieder ist voll besetzt. Es gibt noch ein reichliches Abendessen, und auch »Chüeri« erhält sein wohl gemessen Teil. Aber das genügt ihm nicht, er stolcht in allen drei Küchen herum, und die italienischen Küchenchefs verhätscheln ihn, und jeder möchte ihn mit besonders fetten Bissen anlocken. Sie möchten ihn auch gleich als Schiffshund behalten, auch die Matrosen, vor allem aber der Schiffsarzt. Er sei ein alter Junggeselle und immer so allein und immer diese Fahrt Konstantinopel-Bari-Venedig und wieder Venedig-Bari-Konstantinopel, schon zwölf Jahre lang. Ich kann mir seinen Wunsch lebhaft ausmalen, aber natürlich wieder einmal mehr ihm nicht entsprechen, denn unser »Chüeri«, der Lausbub, ist mir um gar nichts feil in der Welt.

Die erste Nacht geht gut vorüber, aber am folgenden Mittag setzt ein Sturm ein, und der Kapitän, sagt uns voraus, dass es sehr schlimm und die Geschichte bis Mitternacht dauern werde. Er befährt diese Strecke schon fünfundzwanzig Jahre und weiss Bescheid. Bald wird's auch schlimm, der »Quirinal« beginnt zu schlingern und zu stampfen und hebt und senkt sich im gewaltigen Aufbäumen der vom Orkan gepeitschten Wellen. Grosse Sturzseen kommen über Bord, und wir müssen mit vieler Mühe unsere vier Rosse durch den schmalen Aussengang entlang den Küchen ins Zwischendeck führen, sollen sie nicht über Bord gerissen werden. Den »Chüeri« sperre ich vorsorglich in meine Kabine, wo er gleich unter die Pritsche kriecht. Alles wird seekrank, und hier im Zwischendeck, wo so viele Menschen zusammengepfert sind, dass wir kaum unsere Pferde unterbringen können, wird einem fast übel. Auch unsere Pferde werden seekrank, sie lassen die Köpfe bis auf die Dielen hängen. Meinen Leuten und mir macht es erst nichts, und wir kommen uns als besonders widerstandsfähig vor. Aber bald beginnt's auch in unsern Mägen zu rumpeln. Dabei müssen wir trotz allem noch zu unsern Pferden sehen. Die Seekrankheit ist schon etwas vom Widerwärtigsten und Unangenehmsten, weil man sich dagegen gar nicht wehren kann. Auf kurze Augenblicke legen wir uns abwechselnd nieder, aber das ist fast noch schlimmer. Wenn ich in die Kabine gehe, nach dem »Chüeri« zu sehen, so kriecht er nicht, wie sonst immer, freudig unter dem Bett hervor, sondern bleibt ganz still und elend liegen, den Kopf auf die Pfoten gedrückt. Auch er muss schwer seekrank sein. Aber sonderbar: die Seekrankheit hat auf die Tiere nicht die gleiche Wirkung, wie auf die Menschen. Es kommt bei ihnen zu keinem Erbrechen, aber in ihr Schicksal ergeben, ahnend, dass sie einer höhern Gewalt machtlos ausgeliefert sind, kauern sie förmlich in sich zusammen.

Wie es der Kapitän vorausgesagt hatte: es dauert bis Mitternacht, und wir werden immer elender. Dann ebbt plötzlich der Sturm ab. Das Schiff gleitet bald wieder ruhig seine Bahn, unsere Pferde heben ihre Köpfe und beginnen wiederum Heu zu knabbern, der »Chüeri« kriecht hervor, schüttelt sich und scheint wieder wohlauf. Nur uns und den andern Passagieren wird nicht besser. Man ist jetzt überempfindlich, und das leise Zittern des Schiffs wendet einem immer wieder fast den Magen um. Die Schifffahrtsgesellschaft spart sich die Mahlzeiten, kein Mensch hat Lust, etwas zu sich zu nehmen.

Bei strahlender Morgensonne zieht der »Quirinal« stolz wie ein siegreicher Schwan in den Hafen des Piräus. Wir beeilen uns, erst mal wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Und wie wir über den Laufsteg hinüber sind ans Land, ist alle Seekrankheit wie weggefegt. »Chüeri« jauchzt und pfeilt am

Quai auf und ab, und weiss sich vor Freude fast nicht zu fassen. Unsere vier Rosse führen wir an Land, und auch sie wiehern und bezeugen ihre Freude. Der italienische Schiffsdoktor kommt noch an Land, sich von unserm »Chüeri« zu verabschieden, derweil wir unsere Pferde marschbereit machen, um gleich nach Athen hinauf zu reiten.

*Wie »Chüeri« nach den klassischen Stätten Griechenlands pilgert
und im Grand Hotel zu Athen als Ehrengast logiert*

Die erste Nacht logiere ich in einem kleinen Hotel und muss erst sehr energisch werden, um »Chüeri« mit aufs Zimmer nehmen zu dürfen. Der Chef de réception hat gar kein Verständnis für die Ehre, einen so berühmten Hund wie unsern »Chüeri« als Gast empfangen zu dürfen. Er möchte ihn partout in den Keller sperren — dort habe es einen Hundeverschlag, es komme gar nicht in Frage, dass man Hunde mit aufs Zimmer nehmen dürfe. Da gebe ich einfach Weisung, meine Koffer wieder herunter zu schaffen, es gebe noch andere Gasthäuser in Athen. Jetzt lenkt er ein, derweil ihn »Chüeri« geringschätzig betrachtet und sich dann auf dem Perser hinter den Ohren kratzt. Immer zur Unzeit muss er sich kratzen und hat doch keine Flöhe mehr, ich habe ihn mehrmals daraufhin untersucht. Aber das kann schliesslich so ein besorgter Chef de réception nicht wissen, und dem »Chüeri« ist es leider absolut gleichgültig, ob Stall oder Hotel, Streue oder Buchara — wenn es ihn beisst, so kratzt er; die Nichtigkeiten dieser Welt sind seiner geraden und unkomplizierten Hundeseele Terra incognita.

Am nächsten Morgen schon ziehen wir um — völlig unerwartet. Das grösste Hotel Griechenlands lädt uns zu Gast — das Hotel de la Grande Bretagne, wo sonst nur Diplomaten, Fürstlichkeiten, Staats-Oberhäupter, Filmstars und ganz schwere Geldsäcke absteigen. Die zwei Direktoren sind Schweizer. Herr Flückiger betreut uns wie ein lieber Papa, Herr Schmid will uns gar nicht mehr ziehen lassen. Unser »Chüeri« räkelt sich auf feinsten Persern, und der Etagenkellner muss ihm das Essen aufs Zimmer bringen wie irgend einem vornehmen Gast, Fleisch und Kartoffeln à part auf feinstem Porzellan. Die Kartoffeln lässt er schnauzerümpfend stehen, die feinen Schafskoteletts schleift er auf dem Parkett herum; aber Herr Flückiger will nicht, dass man mit ihm schimpft. Den hohen Gästen aus aller Welt stellt er ihn vor als « le chien célèbre qui a marché de Berne à Istanboul! »

Unsere Pferde stehen wohluntergebracht in den Stallungen der Rennbahn von Phaleron, mit »Chüeri« besuche ich die klassischen Stätten von Athen. Uralte Tempel des Poseidon und des Theseus und des Hadrian blicken gleichmütig auf die glänzende Asphaltstrasse, über die modernste Automobile flitzen. Das Theater des Dionys sehen wir und das Asklepieion und den Turm der Winde. Von den achtundfünfzig turmhohen Marmorsäulen des Olympieion stehen noch fünfzehn, und einige liegen geborsten am Boden. Man sieht noch die Bleifugen im Zentrum der Blöcke, als wären erst gestern die Arbeiter hinweggetreten, und doch sind fünfundzwanzig Jahrhunderte hinuntergerollt in das Nichts, seit Peisistratos den Grundstein zu diesem Tempel legte, an dessen gewaltigen, herabgestürzten Blöcken nun unser »Chüeri« aus dem fernen Entlebuch herumschnüffelt. Ins Odeiontheater des Atticus Herodes schreiten wir und setzen uns auf die untersten Sitze, derweil »Chüeri« die keilförmig eingelegten Treppenstufen zwischen den Sitzreihen hinauf- und hinunterbeinelt. Für ihn sind das einfach

Treppenstufen, wie andere Treppenstufen, und Steine wie andere Steine. Wie manches Menschenkind wäre dankbar, wenn es jemals das alles sehen könnte, was unser »Chüeri« sieht auf dieser langen Reise und woraus er sich gar nichts macht. Für ihn ist das gar kein Erlebnis, aber wie wir wieder hinaustreten ist es wohl ein Erlebnis für ihn, einen andern Hund anzutreffen, mit dem er sich schnell beschnuppern kann. Die Tiere wissen nichts von der Vergangenheit und vielleicht sind sie glücklicher als wir.

Wie »Chüeri« über die heilige Strasse nach den Elysäischen Feldern und der alten Königsstadt Theben zieht und bei den Engländern von Lake Copais ein illustres Quartier bezieht und den guten Mister Bailey mit der Nase stupft

Die schönen Tage gehen nicht nur in Aranjuez, nein, auch in Athen zu Ende und immer wieder heisst es scheiden. Herr Flückiger meint zwar, ein Tag mehr, ein Tag weniger, werde »dr' Chatz ke Buggel mache!« Aber wir haben noch eine weite, weite Reise vor. So müssen wir unerbittlich sein. Auch Herr Flückiger möchte den »Chüeri« behalten — ja, wer möchte ihn nicht behalten, der ihn kennt?

Ueber die heilige Strasse traben wir nach den Elysäischen Feldern und durch Olivenwälder und über viele Berge nach der alten Königsstadt Theben, die wir im kalten Glanz eines frühen Morgens erreichen. Aber wir wollen noch weiter, bis nach Copais. Es ist unser längster Tagesritt, exakt hundert Kilometer, eine grosse Leistung unserer vier Rosse und unseres kleinen Hundes. Ich möchte hier wiederholen: auch »Chüeri« hat das alles mitgemacht und ist nie im Wagen gefahren. Auf so langen Strecken verging ihm allerdings das Vorseilen, Wiederzurückkommen und Seitwärtsstreifen. Aber nie, gar nie ist unser »Chüeri« zurückgeblieben. Oft war er sehr müde, und bei einem kurzen Halt stets gleich eingeschlafen. Aber wenn es wieder zu Pferd ging, raffte er sich auf und trottete mit. Auch dann immer, wenn wir ihn zwingen wollten, auf dem Wagen zu bleiben, sprang er stets sofort herab und trabte neben den Pferden her.

Copais war in frühern Zeiten ein seichter See. Der französische Ingenieur Sauvage fasste 1840 den Plan, den See ins Meer abzusenken, um seinen Grund als Land zu gewinnen. Aber er hatte kein Geld, die Engländer hatten das Geld und führten später den Plan aus. Copais ist heute die grösste und fruchtbarste Plantage Griechenlands und ein englisches Gut mit vierundzwanzigtausend Hektaren, mit riesigem Viehbestand, und einem Jahresertrag, vor allem an Baumwolle, von zweihundert Millionen Drachmen. Der Direktor, Mister Bailey, ein früherer englischer Offizier, lädt uns zu Gast, und wir sind wieder einmal in einem illustren Quartier. Die Pferde kommen in weite Boxen auf viel Stroh und vor volle Krippen, die Mannschaft in ein Haus der Gutsverwaltung, den »Chüeri« und mich logiert Mister Bailey bei sich im Landhaus ein. Obwohl wir die einzigen Gäste sind, trägt Mister Bailey abends Gesellschaftsanzug. Im grossen Esssaal sitzen wir um einen riesigen Tisch, auf dem ein vielarmiger Leuchter steht. Der »Chüeri« bekommt auch einen Stuhl dicht neben Mister Bailey, und der hält ihm die besten Bissen zu. Und wenn »Chüeri« findet, es dauere einmal zu lange von einem Bissen zum andern, dann stupft er Mister Bailey ungeniert mit seiner Nase. Mister Bailey will uns absolut einige Tage behalten, aber ich kann nur einen Ruhetag vorverschieben nach den hundert Kilometern. So bleiben wir denn diesen Tag. Die Pferde ruhen sich gut aus, meine Leute schlafen fast den ganzen Tag und

»Chüeri« und ich kommen erst gegen neun Uhr zum Breakfast — zum Frühstück. Mister Bailey besitzt sechs Reitpferde. Zwei lässt er satteln, und wir streifen über die weite Ebene von Copais von Gutshof zu Gutshof. Den »Chüeri« wollte ich auf dem Zimmer lassen, damit er sich ausschläfe nach den Strapazen. Aber wie er mich draussen reden hört, setzt er mit einem eleganten Sprung aus dem Parterrefenster des Landhauses und will absolut mit. So lassen wir ihn gewähren, und ob wohl wir zwei ausgeruhte englische Jagdpferde haben und viel über die weichen Feldwege im Galopp dahinstieben, überholt uns »Chüeri«, und ist immer an der Spitze. Mister Bailey setzt absichtlich über einige breite Abzugsgräben, und ich folge ihm, aber »Chüeri« zögert nur beim ersten, geht dann einige Sprünge wieder zurück, schlägt einen Bogen und nimmt den Graben in einem kühnen Sprung. Gleich hat er uns wieder aufgeholt.

*Wie »Chüeri« mit dem grauen Eselein am Parnass träumt und am runden Block zu Delphi lagert,
auf dem die Pythia sass, aus den Schwefeldünsten den Königen der Alten Welt ihre Orakel weissagend*

Wir ziehen die Strasse zum Parnass empor. Spärliche Schafweiden klettern an den Hängen hinauf bis auf tausend Meter, dann ist alles nur noch Fels und Geröll und ewiger Stein. Oft will uns scheinen, als seien tausend Jahre spurlos vorübergezogen. Gewaltige Blöcke sind herabgestürzt vom hohen Fels auf die Bergwiese, und zwischen ihnen äst auf magerem Berggras die Schafkoppel. Ein Hirte lehnt am langen Stab, und vor tausend Jahren mag hier ein genau gleicher Hirte genau so am Stab gelehnt haben. In ein gleiches, zottiges Schaffell gekleidet, auf dem Kopf eine gleiche Lammfellmütze, an den nackten Füßen gleiche Sandalen. Und ein genau gleicher, zottiger, weisser Schäferhund mag neben ihm gekauert haben. Für die Hirten am Parnass muss alles zeitlos sein. Ein Tag wie der andere, ein Jahr wie das andere, ein ganzes Leben lang, Generationen lang. Gleichmütig sehen sie uns vorüberziehen. Würde nicht bisweilen der Schäferhund aufstehen, um unsern »Chüeri« aus der Ferne anzuklaffen, dann möchte man glauben, dass das Statuen seien inmitten der geborstenen Felsblöcke ringsum. Wenn die Nacht heraufkriecht aus den Tälern, flackern die Herdfeuer auf. Viele Herdfeuer an den Bergen ringsum. Mit der Nacht kommt die Kälte. Die kritische Periode eines Nachtmarsches liegt fast immer zwischen ein Uhr und drei Uhr früh. Da kommt trotz der Kälte ein fast unabtreibliches Bedürfnis nach Schlaf.

Bei einem Bergzigeuner klopfen wir an. Er führt uns in seine Höhle. Eigentlich sind es zwei Höhlen, links Stall und Schlafraum, zwei magere Ziegen, zwei Schafe, zwei kleine Kinder liegen im Stroh. Rechterhand ein Herdfeuer, dessen Rauch durch eine Felsspalte entflieht. Kein einziges Möbelstück. Einige Ziegenfelle am Boden, auf die sich »Chüeri«, recht nahe am Feuer, niederlässt. Wir lagern uns auch, und die Zigeunerin stellt in einem uralten Kessel auf einem Dreibein Tee über. Wir kramen aus unserm Proviant Gerberkäsli und Astrafett, der Zigeuner grübelt aus einem Versteck im Fels ein halbes Dutzend Eier hervor. Mit dem goldgelben Astrafett, das wir stets in den Packtaschen mitführen, können wir eine wohlschmeckende französische Omelette bereiten, und geniessen so ein reichliches Mahl, zu dem wir die Zigeuner einladen. Und da beim Abschied der Zigeuner mit aller Entrüstung jede Bezahlung ablehnt, lassen wir von unserm Proviant als Schadloshaltung zurück.

Mit dem Morgengrauen erreichen wir den Thron der Götter, das alte Delphi am obersten Hang des Parnass. Wir sind so müde, dass wir uns erst mal in den Mauern des alten Theaters des Apollo lagern,

bevor wir um die Felsnase herum ins neue Delphi einrücken, ein Quartier zu suchen. Ein altes, graues Eselein träumt vor sich hin, und hebt nicht einmal den Kopf, wie wir uns bei ihm niederlassen. Wir sind auch gleich eingeschlafen, nachdem wir den Pferden die Kopfsäcke mit dem Hafer umhängten. »Chüeri« kuschelt sich zwischen mich und das Eselein. Drei Stunden müssen wir so geschlafen haben, denn die Sonne steht schon hoch, wie wir uns aufrappeln. Dann gehen wir die paar hundert Meter um den gewaltigen Fels; eine einzige Gasse zwischen zwei Reihen niedriger Häuser bildet das neue Delphi. Ein guter Gasthof ist da. Von hier aus genießt man einen prächtigen Ausblick über die tief unten liegende glitzernde Fläche des Golfes von Korinth und auf die ferne Inselwelt des Jonischen Meeres und die Berge von Ilias.

Das alte Delphi hat man bald besichtigt. Die erste Bank der Welt steht hier — die Schatzkammer der alten Griechen, und ist noch eine wohl erhaltene Ruine. Gewaltig ist das alte Theater des Apollo. Ein runder Block in einem Gelass soll der Pythia zum Sitz gedient haben, als sie aus den Schwefeldünsten das Orakel von Delphi den Königen der Alten Welt verkündete. Jetzt gewährt dieser Block unserm »Chüeri« willkommenen Schatten.

*Wie »Chüeri« mit den armen Zigeunern am Strande zu Missolonghi die Wurst teilt
und im Orangerhain zu Arta ein saftiges Mal hält
und welch schrecklichen Kampf er mit den wilden Hunden von Tzoumerka besteht*

Die Bergzigeuner am Parnass sind nicht die ärmsten. Gegen die Zigeuner am Strande von Missolonghi sind sie Fürsten. Denn die hier haben nichts, gar nichts. Sie wohnen in Zelten — wenn man diese Fetzen Zelte nennen darf. Drei Olivenbaumstecken, darüber einige alte Lumpen gelegt. Darunter wohnen sie mit Weib und Kind. Ein leerer Benzinkanister, irgendwo gefunden, gilt als Vermögensstück. Von was leben sie? Von ein paar Oliven und etwas Mais. Was tun sie? Sie betteln, und wenn es irgendwie geht, so stehlen sie. Wir kramen aus unsern Satteltaschen, was wir irgendwie entbehren können. Wir teilen unsere Mittagswurst mit ihnen, und auch »Chüeri« muss die Hälfte seiner Wurst spenden. Er tut das neidlos und mit der Selbstverständlichkeit eines Grandseigneurs. Er kennt immer alles, was wir auspacken, genau an der Packung; besonders die Gerberkäsli. Und da komme uns einer und behauptete noch, die Tiere hätten keinen Verstand, auch die Hunde nicht, das sei alles nur Instinkt. Unser »Chüeri« würde so einem gelehrten Laferi zeigen, was Verstand und was Instinkt ist. Er hat beides reichlich, viel reichlicher als mancher eingebilddete Tropf auf zwei Beinen!

Griechenland ist ein armes Land. Es gibt einige üppige Landstriche, und es gibt einige Küstenstreifen von phantastischer Fruchtbarkeit. Aber diese Landstriche sind selten, und diese Küstenstreifen sind schmal. Es gibt prächtige Olivenwälder an den Ufern des Jonischen Meeres und paradisische Orangerhaine am Golf von Arta. Einem Plantagenbesitzer gebe ich zwanzig Drachmen, nun dürfen wir Orangen pflücken, so viel wir wollen. Korporal Pfeuti bringt es auf siebenzehn Stück und schlägt damit unsern Rekruten um fünf Punkte. Und was für Orangen, halbpfündige! Auch »Chüeri« liebt diese Blutorangen, und auch er

knetscht einige dieser saftigen Früchte zusammen. Er ist überhaupt zu Zeiten ein halber Vegetarier. Er isst Kirschen und Birnen und Zwetschgen und Aepfel, Feigen liebt er über alles.

Wieder Pässe, der von Sukia, der von Amphilokia, und einmal geht's in einem Gewaltmarsch über den Tzoumerka nach Jannina. Erst gegen Abend brechen wir auf, um diesen achtzig-Kilometer-Gebirgsmarsch vorzunehmen, denn am Tage ist es viel zu heiss, obgleich wir erst zu Beginn des Februar stehen. Erst geht's durch dichte Olivenwälder, dann folgen gestrüppreiche Weiden, und wir hören seltene Laute von allerlei Tieren der Nacht in diesen menschenverlassenen Bergen. Dann ist alles nur noch Fels und Geröll. Unterhalb der Passhöhe, mitten in der Nacht, werden wir plötzlich aus der Steinwüste heraus von wilden Hunden angefallen. »Chüeri« setzt sich erst tapfer zur Wehr, aber das könnte ihm schlecht bekommen, diese wilden Hunde sind wie Wölfe und flink und wendig. So flüchtet sich »Chüeri« kläffend zwischen die Beine unserer Pferde. Ein Karabinerschuss, nicht direkt auf die Hunde, aber hart neben sie ins Geröll, verscheucht die Angreifer. Kläffend jagen sie in die Felsen zurück. Nun möchte »Chüeri« den Grosshans spielen und ihnen nach. Aber wir rufen ihn sehr energisch zurück. Ja, diese wilden Hunde. Einmal gesellt sich einer zu uns, wie wir abkochen. Er umstreicht unser Lager. Er ist gross und mager wie ein Geripp. Wir opfern eine ganze Büchse Würste — einmal in seinem Leben soll sich der arme Teufel satt fressen. Einzeln werfen wir ihm die Würste hin, und er verschluckt sie gleich im Schnappen. Zwölf respektable Emmentaler Würste! Wie er sich davontrollt, hat er unten am Bauch einen Sack wie eine riesige Beule. Vielleicht war das ein schöner Blödsinn, ihm gleich auf einmal zwölf Würste zu füttern! Erst nachher kommt uns diese Ueberlegung.

*Wie »Chüeri« mit dem König von Griechenland zu Jannina ein grosses Truppendefilée abnimmt
und im Auto des Ministers entflieht, und uns in grosse Sorge versetzt*

In Jannina können wir einer grossen Truppenparade beiwohnen. Der König von Griechenland ist da mit seinem Hofstaat und mit dem ganzen Generalstab. Als geladene Gäste stehen wir fünf Schritte neben dem König, der »Chüeri« und ich. Gleich gegenüber bläst ein Regimentsspiel den Defiliermarsch. Vorab kommt eine Schwadron Kavallerie, dann zu Pferd der kommandierende General von Jannina, dann ein endloser Zug Infanterie, Artillerie, und den Beschluss machen die Jugend verbände mit vielen hundert Fahnen.

Am Abend bittet mich der Polizeikommandant von Jannina zu sich und warnt mich vor den Räubern der Grenzgebirge, vor den Komitadschi. Er bietet mir berittene Polizei zur Begleitung an bis zur Grenze. Aber wir haben ja Karabiner und sechshundert Schuss Munition und einen aufmerksamen Hund, so leicht soll es diesen Komitadschi nicht fallen, uns anzugehen. Ich lehne also dankend ab.

Am andern Morgen frühzeitig wollen wir aufbrechen zum Marsch an die albanische Grenze. Es herrscht noch ein grosser Betrieb in Jannina vom gestrigen Sonntag her und von der Truppenparade. Dazu ist Markt. Eine riesige Menschenmenge umsteht unsere vier Rosse. Und nun, wie wir aufsitzen, rufe ich gewohnheitsmässig den »Chüeri«, aber der ist nirgends mehr. Wir fragen ringsum, aber alles zuckt die Achseln. Wir suchen in den nächsten Gassen, und viele Marktbesucher und die Gendarmen und einige Soldaten helfen uns. Aber unser »Chüeri« ist wie vom Erdboden verschwunden, und doch war er gleich

vorher noch um unsere Pferde. Wir kommen in grosse Sorge um ihn. Da fährt plötzlich mit Tuten eine elegante Limousine durch die Menge heran und hält bei uns, und ein Livreechauffeur steigt aus und öffnet den Wagenschlag, und wer flitzt heraus: unser »Chüeri«, und springt an mir hoch und jauchzt und jault! Der Chauffeur spricht ein wenig Französisch und erklärt uns, er hätte seinen Herrn, einen Minister, hergeführt, und da müsse unbemerkt unser Hund in die Limousine hineingepfeilt sein, und er habe nichts bemerkt und sei weggefahren. Nach etwa fünfzehn Kilometern habe er einmal zufällig in den Rückspiegel geschaut, und da gravitatisch einen Hund auf dem Rücksitz thronen sehen, einen Hund, wie es in ganz Griechenland sonst keinen gebe, einen Hund, wie er noch nie einen gesehen habe. Wäre es ein gewöhnlicher Hund gewesen, so würde er ihn einfach hinausgeschmissen haben, aber da sei ihm der Gedanke gekommen, der könne den fremden Reitern auf dem Marktplatz in Jannina gehören, und er habe sich entschlossen, zu wenden und nochmals zurückzufahren. Man kann sich denken, wie wir da erleichtert aufatmeten und uns bei dem lebenswürdigen Chauffeur bedankten. »Chüeri« hatte ganz einfach seine Wiener Autofahrten in der fürstlich-Kinskyschen Limousine nicht vergessen und wohl gedacht, das müsse gerade diese seine Wiener Limousine sein und keine andere, und endlich komme er wiederum einmal zum Autofahren. Und hatte dabei nicht bedacht, was für einen heillosen Schrecken er uns mit seinem Streich einjagte, der Schlinge! Aber nun sind wir heilfroh, dass die Sache so gut abgelaufen ist. Denn es wäre ein wahres Wunder gewesen, wenn wir unsern »Chüeri« wiedergefunden hätten fünfzehn Kilometer von Jannina weg und gar nicht auf unserm Weg! Das wäre eine schöne Bescherung gewesen, ein schmerzlicher Verlust und eine Riesenblamage für uns alle obendrein! »Chüeri« begreift gar nicht, warum wir mit ihm schimpfen und ihn einen Strolch nennen. Er schaut so gutmütig mit seinen braunen Augen an uns empor, dass wir unsere weitem Vorwürfe sparen.

*Wie »Chüeri« in die heimeligen Berge Südalbanians zieht
und mit dem wilden Hund von Tsimanda grosse Freundschaft schliesst*

Wir fühlen uns seltsam heimelig und beglückt. Irgendwie ist das ganz anders als in Griechenland, irgendwie ist es ähnlich wie in unsern Alpen. Wie wir gegen Tsimanda ziehen und bereits die Schatten der Nacht ihre Schleier in den Taltiefen weben, gesellt sich zu uns ein wilder Hund. Die Rasse ist gänzlich unbestimmbar. Es ist ein ziemlich grosser, gelber Hund, nicht einmal allzumager; wahrscheinlich ist er ein guter Jäger. Erst haben wir Bedenken wegen unserm »Chüeri« und möchten den Hund vertreiben. Aber sie beschnuppern sich, und dann trollen beide nebeneinander her seitwärts des Weges. Der wilde Hund von Tsimanda nähert sich uns und unsern Pferden nie mehr als auf drei, vier Schritt. Auch wie wir Biwak beziehen und unser Zelt aufschlagen, bleibt er immer in dieser Entfernung, und »Chüeri« ist von ihm nicht mehr wegzubringen. Geht man auf sie zu, dann fletscht der wilde Hund die Zähne, und erhebt sich mit gesträubtem Haar. Wie wir abgekocht haben und speisen, erhalten auch die Hunde ihren Teil. Aber wir müssen alles auf eine gewisse Distanz vom Zelt niederlegen. Den »Chüeri« möchten wir bei uns abfüttern, denn wir haben Bedenken, sie zusammen fressen zu lassen, wie leicht gibt es aus Futterneid Streitereien. Aber »Chüeri« will neben dem Hund von Tsimanda speisen und trägt

seine Stücke neben diesen, und sie fressen gemeinsam, und einer lässt manierlich dem andern den Vortritt. Wir wundern uns darüber.

Noch andere wilde Hunde stellen sich ein, aber der Hund von Tsimanda attackiert sie wütend und vertreibt sie vom Lagerplatz. Er bleibt stets vier Schritte vom Zelt, und keinen von uns lässt er an sich heran, so sehr wir alle Ueberredungskünste spielen lassen. Für die Nacht haben wir nun einen besonders scharfen Hüter. Der Hund von Tsimanda legt sich vor unsern Zelteingang ins Gras. Ich habe Mühe, den »Chüeri« mit ins Zelt zu nehmen, und mehrmals in der Nacht strolcht er hinaus zum wilden Hund, um nachzusehen, ob er noch da sei. »Chüeri« schläft immer dicht neben mir, in kalten Nächten kuschelt er sich in meinen Poncho. So wird mir das Hinausstrolchen schliesslich zu dumm, und ich nehme den »Chüeri« an die Leine, deren Ende ich mir um die rechte Hand wickle. Doch da ist nichts zu machen, der »Chüeri« will wieder hinaus, und wie er fühlt, dass er angebunden ist, beginnt er zu winseln, und weckt nun erst recht die ganze Mannschaft. Und draussen hören wir den wilden Hund von Tsimanda antworten, und sein Knurren gilt mir und ist drohend und ungeduldig. So gebe ich denn dem »Chüeri« seine Freiheit zurück, und rasch pfeilt er hinaus, und das Knurren vor dem Zelt hört auf. Wir sind neugierig darauf, wie die ganze Geschichte ausgehen wird. Wird uns der wilde Hund von Tsimanda weiterhin begleiten? Bis nach Hause, bis in die Schweiz? Jedenfalls sind wir entschlossen, ihn mitzunehmen, denn vielleicht wird er sich zähmen lassen und sich ans uns gewöhnen. Ein schöner Hund ist das zwar nicht, irgendwie ordinär, von Rasse keine Spur, aber fein wäre es doch, wenn er uns bis in die heimatlichen Alpen geleiten würde — der wilde Hund von Tsimanda in Albanien.

*Wie der wilde Hund von Tsimanda unsern »Chüeri« aus mancher Not errettet
und mit ihm nach Argyrokastro und Tepeleni trabt*

Am frühen Morgen, wie wir uns erheben, ist unser erster Gedanke der Hund von Tsimanda. Ob er wohl noch da sei oder ob er in der Nacht den Rückweg angetreten habe? Aber, wie wir vors Zelt treten, ist er noch da und »Chüeri« bei ihm. Nachträglich kommt es mir in den Sinn, wie unvorsichtig es war, dem Drängen des »Chüeri« nachgegeben zu haben und ihn von der Leine zu lassen. Denn, wenn nun der Hund von Tsimanda sich in der Nacht weggetrollt hätte, und der »Chüeri« in seiner dicken Freundschaft mitgetrottelt wäre, wo in aller Welt hätten wir dann unsern »Chüeri« suchen müssen in diesen hundert Bergen und Tälern und Krachen und Wäldern. Ja, das wäre eine schöne Bescherung gewesen!

Beim Frühstück geht es genau gleich wie gestern Abend. Es gibt Omeletten, und auch »Chüeri« und der Hund von Tsimanda erhalten jeder eine aus drei bis vier Eiern. In allen Ländern des Balkan bekommt man die Eier fast umsonst. Dann ist stets ein nahrhaftes Frühstück rasch bereitet. Wir führen Astra-Kochbutter stets in den Saccochen mit, und damit ist die Frühstücksfrage stets schon in der Hauptsache gelöst. Hat man keine Milch, dann kann man's auch mal mit Wasser aushalten oder mit schwarzem Kaffee oder Tee.

Was uns am wilden Hund von Tsimanda auffällt, ist die ewige Unruhe, die ihn um unser Lager treibt. Selten sitzt oder liegt er länger als einige Minuten, sondern umstreift in nähern oder weitem Bogen unsern Biwakplatz. Aber wenn wir aufbrechen, ist er da und neben »Chüeri«. So ziehen wir nun über die

Bergstrassen gegen Argyrokastró. »Unsere« Hunde halten meist gemeinsam die Spitze, aber auch im Gebirge hält sich der Hund von Tsimanda nicht an die Strasse, und bereitet uns manche Sorge wegen unserm »Chüeri«, der meint, immer auf und nach zu müssen. Der wilde Hund von Tsimanda streift seitwärts hoch in die Geröllhalden und Felsen, und dann auch wieder von der Strasse ab, oft hart an turmtiefen Abstürzen vorbei, fast immer in einem leichten Galopp, sicher und unbekümmert. »Chüeri« vermag ihm wohl zu folgen, aber wenn er auch ein Senne und mit den Bergen vertraut ist, graust uns doch ob solchen Extra-Touren. Zweimal taucht in den Felsen ein anderer wilder Hund auf, und will sich auf den »Chüeri« stürzen. Aber gleich ist der wilde Hund von Tsimanda zur Stelle und nimmt für unsern Entlebucher den Kampf auf und hat jedesmal den fremden Hund rasch in die Flucht geschlagen. Rufen wir dann den »Chüeri« sehr energisch zur Kolonne zurück, so gehorcht er wohl, aber nicht für allzulange. Plötzlich pfeilt er wieder seinem Freund von Tsimanda nach.



der alte »Chüeri«

Ein romantisches Gebirgsland durchziehen wir, steil führt die Strasse hinan und wieder hinab und wieder hinan und weist oft phantastische Steigungen auf. Denn Albanien ist nicht nur das Land ohne Eisenbahnen, es ist auch das Land der mühsamen Strassen. Noch heute geht der Reise- und Güterverkehr zum Grossteil auf dem Rücken der kleinen geduldigen Tragesel über diese Berge.

Argyrokaströ, ein kleines südalanisches Städtchen am Hang des Berges. Nie liegen diese Städtchen unten in der Talsohle, denn am Berghang waren sie in frühern Zeiten besser zu verteidigen. Sogar ein ganz nettes, kleines Hotel gibt's hier, und wie meine Kolonne untergebracht ist in einer Karwanserei, gehe ich mit »Chüeri« durch die engen Gässchen, um mich da einzulogieren, nach langem wieder einmal in einem Bett zu schlafen. Und welch ein Wunder — auf einige Schritte folgt uns der wilde Hund von Tsimanda mitten in das Städtchen. Um alle Leute, die uns begegnen, macht er einen weiten Bogen und sieht sie misstrauisch und angriffsbereit von der Seite an. Ich möchte nun den Versuch machen, den Hund mit dem »Chüeri« mit aufs Zimmer zu nehmen. Aber der Kellner versichert mir, dass dies ganz ausgeschlossen und gefährlich sei. Der Hund werde niemals ein Haus betreten, und alle Gäste würden sich flüchten. So bitte ich ihn, dem wilden Hund von Tsimanda im stillen Hinterhof ein Lager unter einem Dachvorsprung zu bereiten, denn es giesst wieder einmal wie aus Kübeln. Der Kellner lächelt und erwidert, dass er das schon tun wolle, dass aber der Hund bestimmt nicht auf einem von Menschen errichteten Lager schlafen werde, sondern mitten im Hof im Regen. Und überhaupt, der Hund werde am Morgen längst wieder über alle Berge sein. So beziehe ich denn mit »Chüeri« mein Zimmer, es geht auf den Hof hinaus und befindet sich im ersten Stock. Aber »Chüeri« ist die ganze Nacht unruhig, geht an die Fensterbrüstung und winselt leise in den Hof hinab, und ich höre von Zeit zu Zeit den wilden Hund von Tsimanda von unten herauf ein zufriedenes Knurren zurückgeben. Dann ist »Chüeri« beruhigt und legt sich wieder auf das Lammfell vor meinem Bett. Früh Morgens ist unser erstes, durch das Fenster nach dem Hund von Tsimanda zu sehen. Aber welche Enttäuschung! Der Kellner hat recht behalten, der Hund ist nicht mehr da. Ich steige mit »Chüeri« in den Hof hinab, und er schnuppert eifrig nach den Spuren seines Freundes mitten im Regen im ganzen Hof herum und winselt, aber der Hund von Tsimanda ist und bleibt verschwunden. »Chüeri« hat so Langezeit, dass er das Becken voll Milch, das ihm der Kellner hinstellt, kaum berührt. Nun hoffen wir, dass wir den Hund von Tsimanda auf dem Wege zum Stall oder in der Karwanserei antreffen werden. Aber nirgends ist er, und meine Leute haben von ihm auch nichts mehr bemerkt. So brechen wir denn auf und ziehen gegen Tepeleni. Und siehe da: wie wir so kopfhängerisch durch den ewigen Regen reiten und »Chüeri« traurig nebenher beinelt, kommt auf einmal in langen Sätzen unser Hund von Tsimanda herbei und gleich ist er bei »Chüeri«, und dieser weiss sich vor Freude nicht zu fassen und springt an ihm hoch, und er scheint ebenfalls hochbefriedigt, uns wiedergefunden zu haben. »Chüeri« ist wie elektrisiert und umgewandelt. Gleich trotten sie zusammen weit voraus und bleiben zusammen bis zur finstern Burg des Ali Pascha von Tepeleni.

*Wie der wilde Hund von Tsimanda sich seitwärts in die Büsche schlägt
und unser »Chüeri« in grosser Trauer allein nach Valona zieht*

Das Wetter hellt sich auf, wie wir von Tepeleni weiterziehen. Es geht vom kleinen Dorf und der alten Burg erst steil bergab, dann über eine hochgewölbte Türkenbrücke über einem tiefen Tobel und an der jenseitigen Berglehne endlos lang empor. Der wilde Hund von Tsimanda und »Chüeri« sind einige Schritte voraus und trotten hübsch nebeneinander, wie plötzlich die Strasse in einer scharfen Kehre um eine Bergnase führt und sich ein prächtiger Ausblick weitet über ein breites, tiefes Tal. Tief unten liegen

im Geröll und Stein des Hochgebirges wie Oasen kleine Dörfer mit kleinen, schlanken Minaretten, und es scheint eine üppige Landschaft und eine reiche Vegetation zu sein. Da steigt unser Hund von Tsimanda hinauf aufs Bord der Strasse und schaut einen Augenblick hinab ins tiefe Tal, und dann, ohne uns noch eines Blickes zu würdigen, pfeilt er über die Geröllhalde hinunter. »Chüeri« will ihm nach, aber wir rufen ihn sehr kategorisch zurück. Wir halten, um dem wilden Hund nachzusehen. In langen Sprüngen setzt er im Zickzack die steile Geröllhalde hinab, entschwindet bald unsern Blicken, wenn er über einen Felsabsatz in die Tiefe setzt, taucht weiter unten wieder auf und wird immer kleiner. Merkwürdig schnell hat er die Talsohle erreicht, und nun deckt ihn das üppige Laub der Olivenbäume, doch bald sehen wir ihn die gegenüberliegende Berglehne hinaufklettern wie ein winziger, gelber Punkt, immer höher hinauf, bis er unsern Blicken entschwindet. Es unterliegt keinem Zweifel, er hat uns für immer Valet gesagt. »Chüeri« winselt und kläfft über das weite Tal und ist augenscheinlich ganz untröstlich, und macht immer wieder Anstalten, seinem neuen und nun schon wieder verlorenen Freund zu folgen, aber wir lassen es nicht zu. Auch wir sind enttäuscht, ja mehr als das, wir sind ebenfalls traurig, dass dieser ritterliche wilde Hund nun wieder zurückstreift in die endlosen Berge. Doch, es ist besser so, denn späterhin wäre er uns doch einmal durchgegangen, und dann vielleicht in einem Lande, wo er sich nicht so gut zurechtgefunden haben würde, wie hier in seinen heimatlichen Wäldern und Tälern und Bergen. »Chüeri« aber kann sich mit solcher Logik nicht trösten, für ihn bleibt nur die traurige Tatsache, dass er nun allein wiederum neben den Pferden herbein muss. Diese Hundfreundschaft hat gerade drei Tage gedauert, aber sicher war sie echter und tiefer als manche Freundschaft unter den Menschen. Wir marschieren zu und gleich noch die ganze Nacht durch, denn es gibt keine Dörfer mehr hier oben in diesem wilden Gebirge, und das Zelt aufzuschlagen ist nicht ratsam bei dem Regensturm, der jetzt über die Felsen fegt. Er würde unser Zelt in den Abgrund reissen. Ganz plötzlich hat nach einem klaren Tag dieser Sturm wieder eingesetzt, und es ist ein endloses Marschieren auf dieser Strasse mit den tiefen Löchern im Belag in einer pechschwarzen Finsternis. Lange nach Mitternacht finden wir doch noch eine Hütte unterhalb der Strasse. Nie hätten wir ihren Standort entdecken können, würde nicht ein Hund gebellt haben. Freundlich werden wir von einem einsamen, alten Mann aufgenommen und können unsere durchnässten Mäntel und Kleider an einem Herdfeuer wärmen. Gastfreundlich sind die Albanesen. Es sollte mal einer bei uns in einer stürmischen Nacht, so um zwei Uhr früh, an eine einsame Berghütte poltern und fragen, ob er sich ein wenig wärmen dürfe? Würden wir ihm auch so freundlich öffnen, beim Zudecken der Pferde helfen, Heu von der Triste herbeischleppen, ein Dutzend Eier in die Pfanne schlagen und Tee überstellen? Und das alles mit der grössten Zuvorkommenheit und absoluten Selbstverständlichkeit, ohne die Mundwinkel schief zu ziehen, ohne ein mürrisches Wort? Und unter geradezu beleidigter Ablehnung einer Bezahlung? Oder würden wir den fremden Reitern, wenn sie etwa aus Albanien kämen, die Türe vor der Nase zuschlagen oder brummen, dass es zwei, drei Stunden weiter so etwas wie ein Hotel gebe? Der alte Albaner hat einen grossen, zottigen, weissen Schäferhund. Er scheint sehr gutmütig zu sein, und wie »Chüeri« sich möglichst nahe zum Feuer legt, schnuppert er an ihm, was »Chüeri« erst immer etwas misstrauisch geschehen lässt, dann aber legen sie sich zusammen in schönster Eintracht, und der Schäferhund betrachtet aus seinen klugen Augen aufmerksam den »Chüeri«. Dieser aber scheint in tiefe Gedanken versunken, denn er starrt vor sich hin. Wahrscheinlich sinnt er noch seinem Freund der letzten Tage, dem wilden Hund von Tsimanda nach und trauert um ihn. Niemand soll mir weismachen, dass es bei den

Tieren keine Sehnsucht gebe, und dass vergessen, was vorbei. Die Hunde und die Pferde besonders haben ein ausserordentlich scharfes Gedächtnis.

Vier Uhr ist's, wie wir aus der gastfreundlichen Hütte treten, die mit ihrem Steindach sich so an die Felswand schmiegt, dass wir sie von der Strasse herab nicht einmal am Tage entdeckt haben würden. Der Sturm ist verebbt, ein glänzender, kalter Morgen lässt die Berge im ersten Dämmerlicht aufleuchten, und wir beeilen uns, nun eifrig die endlose Bergstrasse weiterzuziehen, die sich allmählich und in vielen Kehren niedersenkt nach den Olivenhainen an der Küste von Valona.

*Wie uns »Chüeri« durch sein vorwitziges Maulen
die Komitadschi im Busch von Mamuras auf den Hals zieht
und wir ein prickelndes Abenteuer erleben und mit unsern Karabinern drohen*

Gar vieles wäre zu erzählen aus dem romantischen Albanien, wie wir nun von Valona nach Durazzo, Tirana und an den See von Skutari ziehen. Aber ich habe das in meinem Buch über die Balkanreise niedergeschrieben und möchte hier andere als die Erlebnisse unseres »Chüeri« nur kurz skizzieren.

Wiederum ein Nachtmarsch und herrlicher Mondschein, wie wir uns das für einen Nachtmarsch nicht besser wünschen könnten. Warum wir so oft des Nachts marschierten, wirst du verwundert fragen, liebe Leserin, geneigter Leser? Nun, an der adriatischen Küste Albaniens ist es Ende Februar schon tropisch heiss, und die Plage der Stechmücken und Sumpffliegen ist gross. So lagern wir meist zur Tageszeit im Zelt oder im Schatten einer alten Karwanserei und brechen mit dem Abend auf. Denn die Plage für Pferd und Hund und Mann schwindet mit der abendlichen Kühle. Besonders hier, denn wir durchziehen das Busch- und Sumpfgebiet von Mamuras, das sich achtzig Kilometer weit dehnt. Riesige Sümpfe, knorrige Akazienwälder, zweimannshoher Busch und eine beispiellose Stille. Man braucht aber nur einen Stein in einen dieser Tümpel zu werfen, dann ist es mit der Stille vorbei. Dann erhebt sich ein viel Millionen Froschgequacke, endlos, dreissig Kilometer weit gibt es keine Ruhe mehr. Ja, man gewöhnt sich zuletzt so an dieses Quaken der unabsehbaren Froschgebiete, dass man ordentlich nervös wird, wenn es sich für einige Minuten legt. Noch tagelang nachher haben wir dieses endlose Quaken der Frösche im Ohr. Mit meinem Pferd und »Chüeri« habe ich wieder die Vorhut, und auf einen halben Kilometer zurück erst folgt meine kleine Kolonne; denn wieder wurden wir gewarnt. Und dass wir nun wirklich noch zu einem kleinen Abenteuer kommen, verdanken wir dem vorwitzigen Maulen unseres »Chüeri.« Ein Feuer im Busch, links seitwärts der Strasse, aber vielleicht hundert Schritt entfernt. Ich denke, dass wir auf dieser weichen, sandigen Strasse wohl an den Leuten vorbeikämen, die sich vermutlich bei diesem Feuer lagerten, ohne dass sie uns hörten. Aber sie haben einen Hund, der uns verbellt, und unser »Chüeri« weiss nichts Klügeres zu tun, als zurückzumaulen. Sechs abenteuerliche Gestalten erheben sich rasch und eilen auf einem schmalen Sumpfpfad auf mich zu und sperren die Strasse. Ich habe den Karabiner schon schussbereit und lasse sie nicht ans Pferd heran. Sie sehen wenig vertrauenerweckend aus; zwei tragen Kopftücher wie Spahis. Im Gürtel hat jeder zwei oder drei prächtige Museumsstücke von türkischen Handscharen, deren Griffe, mit Perlmutter beschlagen, im Mondschein blinken. Jeder trägt

auch eine doppelläufige Flinte. Was sie mir zurufen, verstehe ich nicht. Aus ihren Handbewegungen entnehme ich, dass ich vom Pferd absitzen und den Karabiner herunternehmen soll. Sie sind höchst erstaunt, dass ich nicht Folge leiste, sondern den Anführer aufs Korn nehme, wie er näher treten will. Aufgeregt sprechen sie auf mich ein. Da höre ich meine Saumkolonne näher rücken, und ich rufe über die Achsel zurück, sie möchten stehen bleiben und Korporal Pfeuti solle herankommen. Im Galopp rückt er heran und neben mich. Nun verlangen wir sehr energisch Durchpass. Der Anführer spricht endlich ein gebrochenes Italienisch, behauptet, Unteroffizier der andern zu sein und der ganze Trupp ein Landsturmkontingent der Territorialtruppen des Königs Zogu. Ich erwidere ihm, dass ich ihm nicht Glauben schenke, da er weder eine Uniform trage, noch einen Ausweis besitze; ich würde nun auf drei zählen, wir hätten da automatische schweizerische Armeegewehre mit sechzig Schuss in der Minute, und wenn wir auf den Abzug drückten, wären sie alle sechs tot. Der Anführer protestiert, aber ich zähle: uno — due — und bei »tre« treten sie beiseite. Wir lassen unsern Rekruten mit dem Saumtier und dem Karrenpferd zumarschieren und halten mit unsern Karabinern die Sechs im Schach, bis er verschwunden ist. Dann reiten auch wir zu, aber nur einer nach dem andern: fünfzig Schritt, derweil der andere auf Anstand bleibt. So sind wir den sechs unheimlichen Gestalten bald aus dem Bereich der Flinten und schlagen einen ausgiebigen Trab an. »Chüeri« hat während der Verhandlungen mit diesen Komitadschi, die vielleicht wirklich Landsturm des Königs Zogu waren, alles mit Interesse betrachtet. Nun trabt er neben den Pferden her und bildet sich wahrscheinlich ein, wieder einmal etwas besonders Gescheites angestellt zu haben. Endlos lang scheint sich dieser Busch zu dehnen. Der Tag bricht an, und wir traben immer noch zu.

*Wie »Chüeri« der Bettlerin von Skutari ein Brot schenkt
und am blauen Skutarisee einen schrecklichen Kampf mit einem albanischen Schwan besteht
und über die alte Türkenbrücke nach dem malerischen Podgorica in Montenegro zieht*

Romantisch ist auch Skutari und bietet noch wirklichen Orient. Hier oben im nördlichen Albanien herrscht mehr Wohlhabenheit als im Süden. Hier hat der Handel seinen Sitz. Die wohlhabende Schicht stellen die Katholiken, das Leben der Mohammedaner ist so ärmlich, wie im Süden. Man darf nicht verfehlen, den orientalischen Markt zu besuchen und noch einmal das farbenreiche Leben des Orients an sich vorüberziehen zu lassen, alle diese malerischen Gestalten, diese Bauern in der Tracht und die verschleierte Frauen und die alten Türken mit ihren Patriarchenbärten, die vor den kleinen Bazars ihre langen Pfeifen bedächtig rauchen, und die Bettlerinnen und Bettler, die unter der bunten Menge herumstreichen. Wir haben Quartier in einer kleinen Karwanserei im orientalischen Viertel, weil wir da einen guten Stall für die Pferde fanden und gleich über dem Stall wohnen können, und das ist wichtig. Allerdings wohnen wir auch darnach, furchtbar primitiv.

Eine schwierige Aufgabe ist es, auf dem Markt zu filmen. Sobald die Leute merken, dass man sie aufnehmen will, wenden sie einem den Rücken, und die Frauen stülpen ein Tuch über den Kopf, obgleich die meisten ohnehin tiefschwarz verschleiert sind. So paktiere ich mit einem Händler und lege mich mit »Chüeri« und der kleinen Filmkamera unter seinen Verkaufstisch, und wir sind durch ein

herabhängendes Tuch und einige davorgestellte Körbe gut versteckt. Die Leute, die sich auf dem Markt vor uns drängen, haben keine Ahnung, dass sie gefilmt werden und benehmen sich ganz natürlich. Plötzlich kriecht »Chüeri« neben mir unter dem Tuch hervor und hat etwas im Maul, und wie ich näher hinsehe, ist es ein langes Steckenbrot. Natürlich schimpfe ich mit ihm und er lässt das Brot, das er aus einem der Körbe mauste, erschrocken fallen, und gleich ist auch schon eine alte Bettlerin da, die es zusammenpackt und in der Menge untertaucht. Aber »Chüeri« hat zugleich mein Versteck verraten, und ich kann nun vorläufig von hier aus nicht mehr filmen. So krieche auch ich hervor und bezahle vorab dem Händler das Steckenbrot, das unser »Chüeri« der alten Bettlerin vor die Füsse getragen hat.

Einsam sind die schönen Ufer am blauen See von Skutari, zweimannshoher Schilf umsäumt sie, und endlos scheinen sie sich auszudehnen. Sümpfe liegen meist zwischen der schmalen Strasse und dem See, und wieder erfüllt das Quaken von vielen Millionen Fröschen die Gegend, wie wir dem Ufer entlang nordwärts traben. Nur zuweilen buchtet sich der See bis an die Strasse heran. Einmal ganz nahe am sandigen, seichten Strand schaukelt eine Schwanfamilie auf dem stillen Wasser, und »Chüeri« pfeilt hin, und Mutter Schwan flüchtet mit ihren kleinen, flaumigen Sprösslingen hinaus in den See. Nicht so der Vater der illustren Familie, ein riesiger albanischer Schwan. Flügelschlagend geht er mit scharfen Schnabelhieben gegen unsern kläffenden »Chüeri«, und es beginnt ein eigenartiger Krieg, Seemacht gegen Landmacht. »Chüeri« geht bis an den Bauch ins Wasser, und dann schießt der Schwan wie eine vollbestückte Fregatte heran, und »Chüeri« flieht eilig auf den Sand, der Schwan bleibt flügelschlagend und schreiend am Wasserrand und schlägt dann einen kurzen Bogen, und das Spiel beginnt von neuem. In seinem Element ist jeder Meister, im Wasser bleibt unserer Landratte, dem »Chüeri«, nur eilige Flucht, und an Land wäre der stolze Schwan geliefert, so traut er sich erst gar nicht hin. Wir beenden den schrecklichen Kampf mit dem albanischen Schwan, indem wir weitertraben und »Chüeri« vom Kampfplatz abrufen. Vierzig Kilometer weit ziehen wir dem schönen Skutarisee entlang, ohne einen Menschen anzutreffen. Dann führt die Strasse seitab in die Grenzgebirge, und der See flieht um ein gewaltiges Bergmassiv herum, tritt manchmal in schönen, blauen Buchten zwischen die Berge; in Montenegro werden wir diesen blauen See von Skutari noch zum Abschied treffen.

Um Mitternacht erreichen wir den einsamen Grenzposten im Gebirge. Ein altes, türkisches Kastell, von dem nur der Turm steht, dient dem albanischen Infanterieposten als Quartier. Ein Unteroffizier lässt türkischen Kaffee überstellen, dann geleitet uns ein Soldat hinunter an den kleinen Grenzsee. Erst am frühen Morgen dürfen wir die Grenze passieren, kommen hoch oben zum jugoslawischen Posten und werden gleich gastfreundlich aufgenommen. Der jugoslawische Feldweibel hat bereits Tee bereitstellen lassen und Käse und Butter und Brot. Nach kurzem Halt reiten wir durch eine felsige Karstlandschaft in vielen Kehren bergauf, bergab, dann hinunter in die weite Ebene von Podgarica. Regen setzt ein, bald giesst es wie aus Kübeln. Eine kleine Pinte bei Tuzi. Das halbe Dorf strömt zusammen. Ich frage erst, ob ich albanisches Geld wechseln könne, bevor ich Tee bestelle. Aber die montenegrinischen Bauern und Hirten protestieren: hier werde nichts bezahlt. Der Wirt muss Tee vorsetzen und Raki, und jeder will bezahlen, sie streiten sich darum, und einer stösst den ändern vom Schanktisch weg. Wieder hinaus in den Regen, und in schlankem Trab geht's dahin. Drei Offiziere der Garnison zu Podgorica kommen im Galopp durch den flotschenden Regen, begrüßen uns und führen uns über die hochgewölbte Türkenbrücke ins malerische Städtchen und in die weiten Kasernen und Stallungen.

*Wie »Chüeri« im Palast des Königs Nikita ein illustres Gemach bezieht
und den Kastellan durch sein Kratzen in grosse Angst versetzt
und wie der Erzbischof von Montenegro ihm hinter den Ohren kraut*

In Cetinje erwartet uns ein fürstliches Quartier: das kleine Palais des Königs Nikita von Montenegro, das heute den Gästen der Garnison zur Verfügung steht, also diesmal dem »Chüeri« und mir. In unserm Zimmer kam König Alexander zur Welt, der dann als jugoslawischer König in Marseille den Kugeln gedungener Mörder erlag. Der Kastellan, der uns die Gemächer anweist, schaut erschrocken auf unsern »Chüeri«, weil dieser sich gleich auf einem alten Orientteppich räkelt und kratzt. Ich kann ihn aber beruhigen, mein Hund kratze sich nur so aus lauter Sportvergnügen. Flöhe habe er keine. Der Kastellan ist mit dieser Auskunft zufrieden oder muss so tun, als wäre er zufrieden, und nun stellt »Chüeri« auch gottlob sein Kratzen ein und betrachtet aufmerksam sein Quartier.

Vor unsern Fenstern ein weiter Platz und gegenüber ein einfaches, graues, langgezogenes Gebäude. Ein französisches Landadelhaus scheint es zu sein — die Residenz des Königs der schwarzen Berge — heute Museum, genau so belassen, wie es Nikita auf seiner Flucht vor den Oesterreichern im Jahre 1916 verliess.

König Nikita regierte wie ein König im Märchen. Die Ulme steht noch, unter der er persönlich Recht sprach, und manch salomonisches Urteil soll er gefällt haben. Da sass er in der Landstracht der Czernagorzen, und der Geringste hatte Zutritt zu ihm. Er war ein Held vieler Schlachten gegen die Türken, er war der beste Diplomat seiner Zeit und wusste die Interessen der Grossen zugunsten seines Liliputstaates gegeneinander auszuspielen. Sechsfünfzig Jahre regierte er, war Fürst, Feldherr und oberster Richter, und es war Montenegros glücklichste Zeit. Wir können noch die Briefe lesen, die die mächtigsten Herrscher der Erde in vertraulichem Stil an ihren »lieben Vetter Nicola« sandten, wir sehen seine Kriegstrophäen, seine Ordensammlung, die Prunksättel seiner zwei Leibpferde, sogar der Sultan liess dem tapfern und nie besieigten Gegner ein prächtig mit Silber und Gold beschlagenes Reitzug schicken.

Der Erzbischof von Montenegro, ein feinsinniger Greis mit silberweissem Haar, lädt uns zu Gast und zur Besichtigung des Monastirs von Cetinje ein. Ein kleines Kloster, umgeben von mächtigen Mauern mit Schiessscharten, aus denen die Mönche auf die Janitscharen schossen, als sie ein einziges Mal nach dem Felsennest der schwarzen Berge vorstiessen. Unweit des Klosters ist eine kleine Kapelle, im weiten Umkreis ein eiserner Zaun, der kaum seinesgleichen hat in der Welt: die Zaunstäbe sind lauter türkische Gewehrläufe, die die Montenegriner erbeuteten, viertausendzweihundert sollen es sein.

Der Erzbischof lässt uns durch zwei Popen überall herumführen, und sie zeigen uns die Schätze und Altertümer des Monastirs, darunter auch eine feierliche, lateinische Urkunde des Kaisers von Oesterreich, mit der er das Monastir seines Schutzes versichert. »Chüeri« gefällt es besonders zu Füssen des kirchlichen Fürsten der schwarzen Berge, und der Erzbischof hat auch Gefallen an ihm und kraut ihm hinter den Ohren.

*Wie »Chüeri« im Apartement der Königin von Jugoslawien schläft
und den Kaiserpalast des Diokletian zu Spalato beschnüffelt
und in die stolze Arena zu Salona einzieht*

Das Idyll von Montenegro liegt längst hinter uns. Wir sind mit unsern vier Rossen und dem »Chüeri« bei einem Schneesturm über den Lowcenpass marschiert, und dann die achtundzwanzig Serpentinaen der Bergstrasse hinuntergezogen, an die blaue Bucht von Cattaro mit ihrer phantastischen Pracht südlicher Vegetation, mit ihren Palmen und Zedern und Pinien. Und rings um diese Bocche di Kotor ist's ein endlos langer Ritt von siebenzig Kilometern, und am Abend ist man fast wieder an der gleichen Stelle wie am Morgen beim Aufbruch, aber doch auf der andern Seite der Bucht, wo sie ins offene Meer hinausführt. Hier werden wir von der Küsteninfanterie von Herzegnovi gastfreundlich aufgenommen, und wieder kommen wir in ein königliches Quartier, der »Chüeri« und ich. Der Kommandant hat uns ein Appartement von mehreren Zimmer bestellt im stolzen Hotel »Bocca« — das Appartement der Königin Maria von Jugoslawien, wenn sie jeweils hier im Bocca ihren Sommeraufenthalt nahm. Es ist eine Flucht von mehreren Zimmern, und drei haben Balkone aufs Meer. Wieder kommt »Chüeri« mit mir zum Motorbootfahren weit hinaus aufs adriatische Meer, und dann der inselreichen Küste entlang, zurück nach dem schönen Herzegnovi. Und auch zum Autofahren kommt »Chüeri« wieder, denn die Offiziere entführen uns in ihren Automobilen in die Berge des Karstes, nach dem Tal der schönen Frauen, nach Gruda.

Auch in Dubrovnik, dem alten Ragusa, haben wir ein stolzes Quartier — im alten Kapuzinerkloster. »Chüeri« kann mit mir oben auf der alten Ringmauer rings um die ganze alte Patrizierstadt Ragusa spazieren, und wir geniessen einen herrlichen Rundblick auf die Perle der Dalmatina und hinaus aufs Meer.

Der mächtige Kaiserpalast Diokletians an der Riva von Split oder Spalato, wie der alte Name heisst, wächst am palmenbestandenen Quai wuchtig empor, und zwischen seinen dorischen Säulen hat sich mit vielen hundert Wohnungen für dreitausend Menschen die neue Zeit eingeknistet. »Chüeri« schnüffelt an den alten Mauern und am Riesenstandbild des Slawenapostels Gregorius und durchstreift die alten, engen Gässchen. Hauptmann Spajic macht mir den Vorschlag, nach Salona hinüberzureiten in die Ausgrabungen. Er stellt mir eine schöne Angloaraberstute zur Verfügung und »Chüeri« darf mit. Merkwürdig schnell haben wir die dreizehn Kilometer hinter uns getraht, und wir ziehen mit »Chüeri« in die Arena des alten Amphitheaters von Salona. Hier in diesem Kreis, auf den die Runde von dreissigtausend Sitzplätzen niederschaut, fanden die letzten Christenverfolgungen statt. Heute ist nichts mehr geblieben von dieser kaiserlichen Pracht, als Ruinen und herabgestürzte Trümmer, vom Theater, vom Märchenpalast mit den vielen Säulengängen, von den lukullischen Gärten am sonnigen Hang. Zu Hunderten liegen die geborstenen und von Grabräubern aufgebrochenen Sarkophage herum, an denen unser »Chüeri« schnüffelnd vorüberstreicht. Die ganze Stadt wurde vor dreizehn Jahrhunderten von den Avaren zerstört.

*Wie »Chüeri« nach Kroatien marschirt
und mit dem Bürgermeister von Obrovac an der Ehrentafel obenan sitzt
und über viele Berge nach dem sonnigen Slowenien und über die Jütischen Alpen
und die Karawanken nach Krain und Kärnten zieht*

Wir ziehen weiter durch die Felslandschaften des Karstes hinein nach Kroatien. Denn senkt sich die Strasse nieder aus der Steinwüste in ein tiefes, friedliches, grünes Tal zu einer winzigen Stadt, die das üppige Laub und eine paradiesische Blütenpracht fast verdecken. Wie ein Wunder erscheint es uns, dieses kleine Obrovac, mit seiner einzigen Gasse, gesäumt von zwei Zeilen uralter Häuser. Erst glauben wir, es liege an einem stillen Fluss, aber es liegt an einem Meeresarm, an einem Fjord. Fast hundert Kilometer weit reicht hier das Adriatische Meer mit einem Ausläufer in vielen Windungen zwischen das Karstgebirge. Mittlere Meerdampfer können bis in den idyllischen Hafen von Obrovac gelangen, und alle Wochen zweimal treffen sich hier die Postdampfer des Küstendienstes von Norden und Süden, und immer ist es ein Ereignis. Die ganze Bevölkerung strömt am Quai zusammen und geniesst das Zusammentreffen mit der Schiffsmannschaft und den Passagieren als mit Boten von der fernen, weiten Welt. Dann promeniert alles am Quai entlang auf und ab. Eigentlich wollen wir nur eine kurze Mittagsrast machen, und »Chüeri« betrachtet aufmerksam die Vorbereitungen zum Abkochen. Da erscheint ein netter, alter Herr mit weitrandigem, schwarzem Hut, den er freundlich zur Begrüssung schwenkt und stellt sich vor als der Bürgermeister der kleinen Stadt. Wir müssten Gäste seiner Stadtgemeinde sein und einige Tage bleiben. Die Gastfreundschaft, die uns so herzlich und spontan angeboten wird, nehmen wir gerne an, aber wir können nur einen Tag Rast zugeben. Und so müssen wir auf Wunsch des Bürgermeisters alles wieder zusammenpacken, die Pferde kommen in einen guten Stall auf viel Streue und vor volle Krippen, und wir mit unserm »Chüeri« werden in das Gasthaus geführt zu einem feierlichen Mahl, an dem alle Prominenten des Städtchens teilnehmen. »Chüeri« darf neben dem Bürgermeister obenan sitzen an der Ehrentafel, und dieser hält ihm eigenhändig die besten Bissen zu. Er ist auch gleich ganz zutraulich und stupft seiner Gewohnheit gemäss mit seiner Schnauze den Bürgermeister in den Arm oder in die Seite, wenn er wieder nach einem Bissen Lust hat. Der Herr Bürgermeister war schon zu Oesterreichs Zeiten im Amt und weiss viel zu erzählen. Er spricht ein wienerisches Deutsch, was wohl den »Chüeri« besonders anheimelt. »Sind wia aine raiche Gemeinde«, erzählt er, »hoabn hunderttausend Stick Viah, die Hihner und die Koninchen mitgezählt!« Nach dem Mittagmahl müssen wir mit dem Bürgermeister die kleine Stadt besichtigen und die alte Türkenburg, die als Ruine auf das Städtchen herabblickt.

Ueber viele Berge geht es durch Kroatien, und wir freuen uns noch mancher herzlichen Gastfreundschaft bis hinauf nach Susak bei Fiume. Ein letztes Mal geniessen wir den Ausblick aufs glitzernde Meer, dann halten wir östlich und ziehen wieder über viele Berge nach Slowenien. Die Karstlandschaft bleibt endlich zurück, bald erblicken wir die ersten Tannen. Ueber Laibach geht's, und dann durch manches schmucke slowenische Dorf an die grünen Ufer der Save und nach Krainburg. Am Fusse der Karawanken schlagen wir zum letztenmal unser Zelt auf und geniessen nochmals das romantische Lagern auf freiem Feld. Irgendein slowenischer Bauer hat am Berghang grosse Haufen von Laub zusammengeschartt, die uns

ein willkommenes Nachtlager für unsere Pferde und uns abgeben. »Chüeri« wälzt sich jaulend tief in diese Laubhaufen hinein, und eine Nacht im Zelt gefällt ihm anscheinend weit besser, als irgendwo ein Quartier in einem Gasthof.

Der letzte Marschtag in Jugoslawien führt uns an den steilen Wurzenpass. In einem uralten Gasthof nehmen wir Quartier. Bevor die Bahn hinunter nach Laibach führte, war dieser Gasthof Pferdewechselstation. So finden wir grosse Stallungen für unsere Pferde, und wie wir sie versorgt, sitzen wir bei traulichem Lampenschein in der weiten Gaststube, die heute wohl selten mehr ein Fremder betreten mag. Der alte Wirt Raisinger erzählt von frühern, guten Zeiten, und wenn ihm damals einer gesagt hätte, dass einst das mächtige Oesterreich bis hinter den Wurzenpass zurückweichen müsse, würde er solchen Propheten als Narren bezeichnet haben.

Steil führt der Wurzenpass empor zur österreichischen Grenze. In alten Zeiten mussten die schweren Postkutschen zwei- und dreifachen Vorspann haben. Schattenhalb hat's noch Schnee, und »Chüeri« wälzt sich darin, derweil die Pferde tapfer bergan stapfen. Nach Erledigung der Zollformalitäten ist es schon spät am Nachmittag, wie wir die ebenso steile Nordseite des Wurzenpasses hinunterziehen. In Villach, der Hauptstadt Kärntens, werden wir vom fünften österreichischen Alpenjägerbataillon zu Gast geladen.

*Wie »Chüeri« dem borstigen Kater von Villach ein artiges Gefecht liefert
und dem Alpenjäger von Spittal die Hahnenfeder zerkaut*

Einen Tag müssen wir in Villach bleiben, und es ist gerade der Ostersonntag. Wie gemütlich ist dieses Villach und welch ungemütliche Ostern beschert es uns. Wie wir früh morgens aus den Federn fahren und in den Kasernenhof hinuntersteigen, schneit es wie mitten im Januar. Dem »Chüeri« gefällt das, wie wir hinüber zur Offiziersmesse schreiten. Dann sitzt er erst ganz manierlich neben mir am Tisch, und ich bestelle ihm ein Becken voll Milchbrocken. Aber »Chüeri« ist wohl sehr ungeduldig und immer findet er bald heraus, wo sich in einem Gebäude die Küche befindet. So bemerke ich erst, dass er nicht mehr neben mir sitzt, wie ich ihn draussen im Korridor plötzlich kläffen und winseln höre, und dazwischen das Zischen eines Katers. Und richtig, wie ich die Türe aufmache, flitzt der »Chüeri« herein, und ihm auf den Fersen mit hochgesträubtem Haar eine Katze. »Chüeri«, der keine Dogge und keinen Wolfshund fürchtet, befindet sich auf jämmerlicher Flucht und sucht Schutz bei mir. Da kommt auch schon die Köchin der Offiziersmesse und packt die siegreiche Katze zusammen und erzählt: »Das Hunderl is in Kuchn' einigschlichn' und hoat oam Katzenteller gnascht uand des moags hoalt nicht leidn', meine Mieze. Wollens scheen entschuldign', glei bring i dem Hunderl sei Milch eini!« Da hatte er nun einmal für seine Naseweisheit, unser »Chüeri«, und seitdem traut er keiner Katze mehr über den Weg und macht einen weiten Bogen um sie herum.

Am Ostermontag, wie wir gegen das Drautal hinaufziehen, hat das Wetter umgeschlagen, und herrlich strahlt eine warme Frühlingssonne nieder und verwandelt die Schneemassen der Bergstrasse zu einem ungemütlichen Geflotsch. Wenn wir traben, spritzt es von den Hufen unserer vier Rosse weit nebenaus, und »Chüeri« zieht vor, die Spitze zu nehmen. In Spittal sind es wieder Alpenjäger, die uns gastfreundlich

aufnehmen, und ein alter, lederiger Oberleutnant vom letzten Weltkrieg führt uns ins Quartier. Die Alpenjäger als ehemalige Kaiserjäger haben noch die Berechtigung, die stolze Hahnenfeder zu tragen und sind mächtig stolz auf dieses Symbol aufgesteckter Romantik längst vergangener Zeiten. Wir lauschen im Hof des Schlosses der Fürsten von Porzia den Erzählungen von der sagenumwobenen bösen Gräfin Salamanca, die das biedere Kärntnervolk auspresste, und die Bettler mit riesigen Doggen hetzte, bis ihr einziger Sohn und Erbe von eben diesen wilden Doggen vor ihren Augen zerrissen wurde.

Abends sitzen wir mit den Alpenjägeroffizieren und Bürgern von Spittal in gemütlicher Runde, und es geht lustig zu. Diese Spittaler sind witzige und sangesfreudige Leute, und rasch vergehen die gastlichen Stunden. Es rückt schon gegen Mitternacht, wie plötzlich unser lederiger Alpenjäger vom Tische auffährt: »Du sakrischer Hund, du damischer. Woas moachst denn miat maim Huterl! Gibs hear, du Sakra, du gscherter!« Und richtig, am Ofen hinten liegt unser »Chüeri« und hält zwischen seinen Vorderpfoten die Mütze des Alpenjägers, und hat die stolze Hahnenfeder, Symbol einer heldenhaften Tradition, schon gänzlich zerkaut und zerzaust. Ein allgemeines Hallo und Gelächter scheint er nicht einmal auf sich zu beziehen, sondern kaut ruhig weiter, und ich muss ihm mit vieler Mühe die Mütze aus den Zähnen reißen. Aber der dicke Quartiermeister des Bataillons hat seine helle Freude und verspricht, eine neue, schöne Hahnenfeder auf Kosten der ärarischen Kasse zu nehmen. So ist auch unser lederiger Alpenjäger getröstet und stimmt mit ein in das Gelächter.

*Wie »Chüeri« durch ein finsteres Loch fährt
und im Pinzgau viele alte Bekannte wiederfindet
und hinüberzieht ins heil'ge Land Tirol, und im Schneesturm über den Arlberg marschirt*

Alle Pässe über die Hohen Tauern sind tief verschneit. Da wir nicht durch das italienische Südtirol und über den Brenner ziehen können, so müssen wir durch den Tunnel hinüber nach Badgastein verladen. So traben wir am frühen Morgen hinauf nach Mallnitz und waggonieren uns ein. Auto, Motorrad, Fiaker, Fahren und Meerdampfer — dies alles hat unser »Chüeri« schon kennen gelernt auf dieser weiten Reise; nun muss er auch das Eisenbahnfahren ausprobieren. Vorläufig schaut er höchst verwundert zu, in welchem sonderbaren Stall unsere vier Rosse unter Führung meiner alten »Arbalète« einziehen. Und wie der Güterzug etwas unsanft anfährt, ist er höchst entrüstet und bekundet dies mit zornigem Bellen und möchte zur halboffenen Türe hinauspringen. Aber ich halte ihn fest an der Leine. Dass es urplötzlich stockdunkel wird und von den Tunnelwänden ein Höllenlärm in die Wagentür schlägt, bringt seinen nicht geringen Mut ins Wanken, und all das mag ihm viel schrecklicher scheinen, als die Sturmfahrt über den Bosphorus. Zaghafte verkriecht er sich in die Falten meines Mantels und in Badgastein ist er der erste, der freudig bellend wieder sichern Boden unter seine vier Pfoten bringt.

Wir durchziehen die berühmten Kurorte Badgastein und Hofgastein, deren riesige Hotelpaläste noch leer stehen, und dann geht es abwärts durch ein Hochtal mit heimeligen kleinen Dörfern, und wie der Abend niedersinkt, durch die düstern Felsklüfte der Klamm. Unheimlich braust der Wildbach tief unter der

Strasse in seinem stäubenden Bett, und wir verstehen unser eigen Wort nicht mehr und hören nichts vom klappernden Hufschlag unserer vier Rosse. Um Mitternacht erblicken wir in den letzten Kehren tief unter uns die Lichter von Lend im Pinzgau, und haben damit die Schleife geschlossen, die durch acht Staaten führte, denn hier vorbei zogen wir vor sechs Monaten gegen Salzburg. Der Wirt am Wegkreuz hat noch Licht. Dass wir nur einen kurzen Imbiss nehmen und nicht über Nacht bleiben, scheint ihn gar nicht zu freuen. Aber er lobt vor allem unsern »Chüeri« und kann sich nicht genug wundern: »Des klai Hunderl hoats also gschafft, da schau her, Welch a fescher Kerl!« Wir wollen gleich die ganze Nacht durch zumarschieren bis ins obere Pinzgau. Eilig traben unsere Rosse durch die stillen, nächtlichen Dörfer. Schlägt ein Hofhund an, dann mault unser »Chüeri« zurück. Es ist eine sternklare, finstere Nacht. Erst gegen drei Uhr steigt ein halber Mond empor, uns zu leuchten, und bald schon folgt die Dämmerung und ein tauglitzernder Morgen. Die Pinzgauer sind Frühaufsteher, und viele erkennen uns wieder: »Griass God, Schwaiza, do schauts hear, da kommens wieda mit dia Pferdl und der klaine Hund is eh a na dabei!«

Mit der zunehmenden Sonnenwärme meldet sich das Bedürfnis nach Schlaf. Auch die Pferde sind müde, und »Chüeri« trippelt schön hintenher und macht nicht mehr seine Extratouren links und rechts in die Felder. Sogar das Vieh auf den Weiden, das die Pinzgauer austreiben, um ihr letztes Dürrfutter zu sparen, lockt ihn nicht. Er ist jetzt froh, überhaupt noch nachzukommen. Wir machen einen letzten Versuch, ihn auf dem Karren mitfahren zu lassen, aber gleich ist er wieder am Boden. Ja, der hat eben auch seinen Stolz, unser »Chüeri«. Sicher will er sich seinen Ruhm, der einzige Hund gewesen zu sein, der nach Stambul und Athen und wieder zurück nach Bern trachte, nicht schmälern lassen. Neun Uhr vormittags langten wir am Wegkreuz von Mittersill an, und die gleiche Wirtin begrüsst uns und hat eine Riesenfreude, dass wir wieder bei ihr einkehren. Wie wir die Pferde versorgt haben, legen wir uns nieder und schlafen achtzehn Stunden an einem Stück, und auch der »Chüeri« regt sich nicht bis zum andern Morgen.

Ueber den Pass Thurn ziehen wir ins heil'ge Land Tirol. Auch im Brixer Tal werden wir oft von alten Bekannten begrüsst. Ueber Wörgl traben wir gegen Innsbruck. Bei der Brücke von Terfens hält auf prächtigem Falben eine schlanke Reiterin. Die Marthel. »Chüeri« erkennt sie gleich wieder, und sie steigt vom Pferd, ihn zu allererst zu begrüssen. Und dann umkreist er kläffend unsere kleine Kavalkade, wie wir in die schöne Hauptstadt des Tirols wieder einziehen und im »Grauen Bären«, wie beim Auszug Quartier nehmen. Die alte Gräfin ist nicht mehr da, aber die Kellner und Stubenmädchen erkennen unsern »Chüeri« alle wieder, und er findet sich gleich wieder zurecht und ist meistens in der Küche anzutreffen. Nach einem Rasttag traben wir innaufwärts gegen Telfs. Die Marthel und ihre Schwester haben gesattelt und geben uns noch das Abschiedsgeleite drei Dörfer weit, und nach einem letzten Freundschaftstrunk können sie sich nicht genug von unserm »Chüeri« verabschieden.

Von Landeck weg setzt richtiges Aprilwetter ein, und je höher hinauf wir kommen gegen den Arlberg, wandelt sich der stürmische Regen in Schnee. Eiskalt fegt der Wind über die Tiroler Alpen, vereiste Schneeflocken treibt er Mann und Ross in die Augen. Nur dem »Chüeri« scheint das nichts auszumachen, er scheint zu ahnen, dass es nun den heimatlichen Bergen zugeht. Bald türmt sich der Schnee beidseits der Passstrasse zu hohen Wänden, durch die der Schneepflug eine schmale Gasse

legte. Beim Hospiz machen wir einen kurzen Halt, dann geht's wieder hinaus in den Sturm. Der Wind hat den freigepflügten Pfad schon wieder halb zugeworfen, und knietief stapfen wir durch den Schnee. Wiederum ist es einzig »Chüeri«, der der ungemütlichen Situation die beste Seite abzugewinnen weiss: er tollt in die höchsten Haufen, um sich zu wälzen, ist bald weit voraus, nie zurück.

*Wie »Chüeri« in die Heimat zurückkehrt
und ein struppiger, alter Schimmel ihm einen Hufschlag versetzen möchte,
jedoch das ganze Schweizervolk unsern »Chüeri« in Schutz nimmt
und der alte Schimmel sich beschämt in die Büsche schlägt*

Vom Arlberg geht's auf wohlbekannten Pfaden durch die freundlichen Vorarlberger Dörfchen nach dem heimeligen Bludenz und weiter nach Feldkirch. Wieder nehmen wir Quartier im Weissen Rössl«, und der Wirt trommelt alle Bekannten zusammen, um unsere vier Rosse anzustauen und natürlich auch unsern »Chüeri«. »Da schauts her, Leutn', des klaine Hunterl is bis in dia Tirkei z'Fuass und wieda daher glauffn'. Hoabts schoa so woas g'hert, he, so a klans Hunterl!« Und »Chüeri« kommt sich mächtig interessant vor. Nur die Resl sieht ihn etwas schief an, und wahrscheinlich hat sie diesmal ihre Bratenstücke wohlversorgt.

Am österreichischen Zoll in Schaanwald gibt es keine weitem Formalitäten, denn vom Bundeskanzleramt in Wien liegt Weisung vor, uns »erlagsfrei« passieren zu lassen. Auch die schweizerischen Zöllner erledigen alles rasch und zuvorkommend, und wir brauchen nicht einmal unsern Karren auszupacken. Aber halbwegs nach Buchs tragt ein struppiger, alter Schimmel zwischen unsere vier Rosse - der Amtsschimmel. Unsere Pferde werden auf Rotz untersucht, und wir haben dafür eine Gebühr von mehr als hundert Franken zu bezahlen. Zweimal werden dann unsere Rosse noch in die Augen geimpft, und unserm kleinen »Chüeri« möchte der alte, struppige Schimmel noch einen besondern Schlag versetzen, denn: » . . . hat verfügt, dass der die Saumkolonne des Herrn Schwarz begleitende Hund nach seiner Ankunft am Bestimmungsort auf Tollwut zu untersuchen ist und während hundert Tagen einen Maulkorb zu tragen hat.« Doch unser »Chüeri« flüchtet sich entrüstet in die Oeffentlichkeit, und die hat in der ältesten Demokratie gottlob noch etwas zu sagen, und vermag gar einen wildgewordenen Amtsschimmel an die Kandare zu nehmen. So trollt er sich dann seitwärts in die Büsche, und »Chüeri«, der nicht einmal eine Leine leiden mag, kann seine neugierige Nase frei von Zwang überallhin spazieren führen.

Nun sollten wir noch durch das ganze Schweizerland ziehen mit unsern Rossen und unserm Hund, denn von überall her erhalten wir Einladungen. Allen können wir nicht Folge geben, marschieren aber doch auf vielen Umwegen und oft im Zickzack gegen Bern. Die Ehrungen, die uns zuteil werden, schreiben wir unsern vier tapfern Rossen gut und unserm kleinen, tapfern »Chüeri«, denn sie haben die Hauptarbeit geleistet, und wir, die wir da mitgeritten sind, waren eigentlich nur die Statisten des Unternehmens.

In St. Gallen und Winterthur, in Zürich, Zug und Luzern, dann auch in Langenthal, Burgdorf, Solothurn und Biel, finden grosse Empfänge statt mit Blumen und Musik und Ehrenwein. Immer steht auch unser »Chüeri« als besonderer Liebling der Oeffentlichkeit im Brennpunkt des Interesses. Er wird von den eifrigen Reportern geknipst, und meistens setzt er eine fast blasierte und gleichgültige Miene auf. Oft

geben uns die Kavalkaden von Reitvereinen ihr Geleite, und ein langer Schweif von Automobilen zieht hinter uns her. Lange vor Bern säumt eine zahlreiche Menschenmenge unsern Weg, und von der Papiermühle-Allee weg kommen wir kaum noch durch. Die Bereitermusik spielt auf, und ein Zug Bereiter übernimmt die Spitze zum Einzug nach Bern. Auf dem Bundesplatz ist nochmals ein grosser Empfang mit Ansprachen und Radioübertragung. »Chüeri« setzt sich gravitatisch vorne hin, und sein Bild kommt in allen Zeitungen. So ist er nun wohl ein berühmter Hund geworden! Aber er hat es auch verdient durch seine unermüdliche Ausdauer.

*Wie »Chüeri« sich Zuhause fühlt und ein feiner Herr wird und gern Auto fährt
und hochmütige Audienzen erteilt*

»Chüeri« kommt es höchst sonderbar vor, dass wir nun immer am gleichen Ort bleiben, und saddle ich einmal das Pferd zu einem kurzen Ritt, so glaubt er, es gehe wieder auf die Reise und springt freudig bellend am Pferd empor. Aber schliesslich gewöhnt er sich daran, dass alle diese Ritte immer wieder vor unserm Stall enden. Alle Tage kommen einige Bewunderer von »Chüeri«, um den Hund zu sehen, der achttausend Kilometer hinter sich gebeinelt hat, ja eigentlich noch viel, viel mehr, wenn wir alle die Seitentouren dazu rechnen wollten, die »Chüeri« ungeheissen und meist gegen unsern Willen ausführte. Er erteilt hochmütig seine Audienzen. Zwei Tage muss er sogar an die Hundausstellung in Burgdorf und ist höchst unglücklich und weiss sich kaum vor Freude zu fassen, wie ich ihn erlösen gehe und wieder mit nach Hause nehme. Zu vielen Vorträgen darf er nun mit, meistens wird das von den Veranstaltern ausdrücklich gewünscht. Das Autofahren scheint ihm nun eine selbstverständliche Sache, und stolz sitzt er auf dem Rücksitz und lässt die Welt an sich vorübergleiten. Parke ich meinen Wagen irgendwo, dann ist er ein übereifriger Wächter. Wenn jemand dem Auto nur zu nahe kommt, erhebt er ein Kläffen und Bellen, dass oft ein ahnungslos Vorübergehender erschreckt einen weiten Bogen macht. Besonders aber belfert er, wenn ein anderer Hund am Wagen vorbei geht. Dann ist das Glas von »Chüeris« Schnauze immer arg beschmutzt, und meist hat er hinten im Auto alles durcheinander gemacht. Dabei tut er viel wilder, als er ist. Einmal in Zürich will ein Verkehrspolizist den stehengebliebenen Richtungszeiger² fallen machen, wie der Wagen am Bürkliplatz steht. Aber »Chüeri« stellt sich so angriffig bereit, dass der Vertreter der Hermandad es vorzieht, den Wagen nicht zu öffnen.

»Chüeri« möchte immer mit, wenn ich ausgehe. Aber nicht immer kann ich ihn mitnehmen, dann wartet er vor dem Gartentor mit Ausdauer und Beharrlichkeit, bis ich zurückkomme. Habe ich oft nicht Zeit, mein Pferd zu bewegen, dann stelle ich es etwa einem Freund zur Verfügung. So gern nun »Chüeri« mit dem Pferd ausrückt, und so sehr dies für ihn stets ein Freudenfest ist, nie geht er mit dem Pferd, wenn ein anderer Reiter in den Sattel steigt. Das ist eben echte Hundeanhänglichkeit und Treue. Die Menschen könnten oft von den Hunden lernen. Daneben bleibt er das immergleiche »enfant terrible«. So an einem grossen Anlass der Freistudentenschaft im Kursaal zu Bern, wo ich mit Pferd und Hund eingeladen

² Bevor in den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts die Blinker aufkamen, klappte als Richtungsanzeiger ein „Winker“ aus der Mittelsäule des Autos in die anzuzeigende Fahrtrichtung. (Anmerkung Sc.)

wurde, um von meinen Reisen zu erzählen. Der ganze Saal ist bis auf den letzten Platz besetzt, ich werde mit Pferd und Hund im Lift hochgezogen, und wie ich auf die Bühne reite, mischt sich in den Beifall bald ein Gelächter. Natürlich wegen »Chüeri«. Der ist prompt zum Vorhang getrabt und hat vor aller Welt sein Bein hochgehoben.

Kurz nach unserer Rückkehr haben wir eine junge Katze bekommen. »Chüeri« sieht das nicht gerade gern. Aber das Kätzchen spielt mit ihm, und bald lässt er sich alles gefallen. Bald läppen sie aus dem gleichen Teller Milch, und abends bettet sich das Kätzchen neben »Chüeri« aufs Kissen. Ein ganzes Jahr kann nun »Chüeri« zuhause bleiben, und oft will mir scheinen, dass er vor sich hinstaune, und nachts träumt er viel, das merke ich immer, wenn ich ihn plötzlich einen Laut von sich geben höre. Mag er wohl von seinen Erlebnissen und Abenteuern träumen ?

*Wie »Chüeri« auf eine neue Reise geht
und mit den misstrauischen Zöllnern an der polnischen Grenze fertig wird
und den Palastweibel von Warschau ins Schnaufen bringt*

Nach einem Jahr geht's wieder auf eine Reise nach dem Osten. Wir wollen diesmal auch gleich ein Pferd mit heimbringen, und ich gedenke, es in Polen zu kaufen, und dann dieses weite Land und die Tschechoslowakei zu durchstreifen. »Chüeri« darf natürlich mit. Aber diesmal braucht er nicht von der Schweiz weg auf seinen vier Pfoten zu laufen, sondern kann sich gleich vor unserer Haustüre ins vollbepackte Auto obenauf auf die Koffer und Decken legen. Ein Filmoperateur fährt mit, und wir nehmen bis nach Wien die gleiche Strasse, die wir mit unsern vier Rossen vor einem Jahr dahinzogen. Am ersten Tage fahren wir gleich bis nach Innsbruck, und natürlich gibt es im »Grauen Bären« ein grosses Hallo, wie plötzlich ganz unangemeldet unser »Chüeri« hineinpieft und gleich an der Marthel hochspringt. Der alte Innerhofer feiert eben an diesem Sonntag seinen hundertsten Geburtstag, und wir müssen mithalten beim Familienfest. Am nächsten Tag geht's bis nach Wien. Aber wir nehmen nur ein Abendessen in Grinzing ein und fahren noch bis zur tschechischen Grenze.

In Nikolsburg nächtigen wir und fahren dann quer durch das mährische Land an die polnische Grenze. Nie sah ich so viele Kirschbäume wie an der Landstrasse nach Nikolsburg. Eine endlose Allee von vierzig Kilometern, Baum an Baum, beidseitig der Strasse, vollbeladen mit grossen, schwarzen, sehr süssen Kirschen. Jeder Wanderer darf sich da nach Lust sättigen, denn nie werden alle Bäume der Strasse nach voll abgelesen. »Chüeri« hilft tapfer mit beim Kirschenessen und hat seitdem eine Vorliebe für diese bekömmliche Frucht behalten.

Auf dieser Reise sind wir nicht offiziell angemeldet und geniessen doch viele spontane Gastfreundschaft. Auch Spezialpässe haben wir nicht, immerhin habe ich mir vorsichtigerweise einen Extra-Passierschein für »Chüeri« aus Warschau kommen lassen. Bei Novi-Jicin erreichen wir die beiden Grenzposten. Rasch sind die Formalitäten von den Tschechen erledigt. Um so länger dauert's bei den Polen. Sie revidieren zwar unser Gepäck nur sehr oberflächlich, aber immer wieder besprechen sie meinen Passierschein für »Chüeri«. Alle Zöllner und Soldaten auf diesem Posten sprechen nur polnisch, und ich gebe mir absichtlich nicht Mühe, sie zu verstehen, nach der alten Erfahrung, dass man bei den Zöllnern als

Kannitverstan oft am besten durchkommt. So auch hier. Der Postenchef schwenkt immer wieder den Passierschein vor meinen Augen und buchstabiert daraus vor, und ich zucke nur die Achseln. Ich entnehme seinen Worten wohl, dass er etwas von einer Quarantäne spricht. Das hätte uns gerade noch gefehlt, unsern »Chüeri« hier irgendwo in Polen einsperren zu lassen, vielleicht wochenlang. So antworte ich dem Zollchef auf bärndütsch: »Stürm doch nid, da hesch es ja schriftli, was wotsch de no? Ler zersch bärndütsch!« Der arme Pole ist ganz verzweifelt und und spricht und gestikuliert und schwenkt den Freipass hin und her, und die andern Zöllner nicken beistimmend. Aber wie ich immer nur die Achseln zucke, wird es ihm zu dumm, und er gibt mir den Passierschein und deutet mit einer energischen Bewegung, wir sollten machen, dass wir in Gottes Namen nach Polen hineinkämen. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen, das haben wir gleich verstanden, und der »Chüeri« auch. Er flitzt wieder in den Wagen und schaut höhnisch auf den ganzen Zollposten, und wir fahren los.

Es gibt da furchtbar öde Strecken, fruchtbare und weniger fruchtbare, aber meist alles topfeben, selten leicht gewelltes Hügelland bis nach Radomsko. Zwischen zwei Dörfern immer eine unendliche Weite. Einmal eine riesige Staubwolke. Wir glauben, dass uns eine grosse Lastwagenkolonne entgegenfährt, aber beim Näherfahren sehen wir, dass es eine riesige Schafherde ist. Nun erfährt »Chüeri« den Nachteil des Autofahrens. Er möchte hinaus und die Schafe treiben, aber wir können ihm den Gefallen nicht tun. So muss er sich mit Bellen begnügen, und noch so werden die Schafe unruhig, sie hören den Hund und sehen ihn nicht.

In Warschau möchte ich ein polnisches Kavalleriepferd kaufen, und ich habe eine Empfehlung der polnischen Gesandtschaft in Bern an die Kommandantur. Diese weist mich an den Stab des ersten Chevaux-légers-Regiments. Aber wir haben Pech. Das Regiment ist in den Manövern, irgendwo an der russischen Grenze, zudem würden keine Remonten mehr abgegeben. Aeltere Pferde wohl, einige stünden noch in den Stallungen. Zuvorkommend führt mich ein Stabsmajor dorthin, aber die wenigen Pferde, die noch da sind, eignen sich nicht für meinen Zweck. So versuchen wir es bei Privathändlern. Aber alle besichtigten Pferde sind entweder zu leicht, zu klein, zu alt oder zu jung und für ein einziges, das mir gefallen würde, wird ein viel zu hoher Preis gefordert. So beschliessen wir, nach Ungarn zu fahren. Aber vorher noch wollen wir uns die Stadt Warschau ansehen. Ich habe mich auch noch auf Empfehlung der Gesandtschaft auf dem Auswärtigen Amt zu melden. So fahren wir durch die polnische Hauptstadt. Neben dem alten Warschau gibt es das neue mit gewaltigen Hochbauten, Regierungspalästen und Hochschulen. Im Vestibüle des Regierungsgebäudes empfängt uns ein Weibel, und während er meine Empfehlung prüft, flitzt »Chüeri« flink einem riesigen Korridor entlang. Wir beachten das erst gar nicht, und »Chüeri« muss eine der teppichbelegten Treppen hinaufgebeinelt sein, denn plötzlich hören wir ihn wie aus weiter Ferne kläffen, und das tönt durch alle Korridore des ausgedehnten Palastes, so, dass hier und dort eine Türe aufgeht, und ein neugieriger Bureaukratenkopf missbilligend herauschaut. Der Palastweibel weist auf eine polnischfranzösische Inschrift, wonach es verboten ist, Hunde mitzubringen, und eilt, so schnell ihm dies seine zweieinhalb Zentner Gewicht gestatten, in den obern Korridor. Ich steige ihm nach und richtig, im obern Korridor sehen wir unsern »Chüeri« eilig daherkommen, und weit hinten im Korridor rennt ein anderer Weibel daher, und »Chüeri« ist froh, dass er nun recht manierlich neben mir wieder zum Ausgang trippeln kann. Der dicke

Palastweibel steigt hinter uns nieder und entschuldigt sich wegen des Vorfalls fast mehr als ich, und alles löst sich in gegenseitiger Sympathie in Minne auf.

So war denn unsere Fahrt nach dem fernen Warschau ergebnislos, und am folgenden Tag fahren wir hinunter nach Galizien. Denn wir wollen nun doch noch etwas von diesem Polen sehen, bevor wir nach Ungarn hinüberwechseln.

*Wie »Chüeri« den Portier von Cesky-Tesin die Treppe hinunter wirft
und zu den Schwaben von Zsambek kommt
und mit dem dicken Ferri-Baschi den Kukuruz erntet
und wie er mit dem Schimmel von Perbal eine dicke Freundschaft schliesst*

Cesky Tesin ist eine kleine Grenzstadt, durch die mitten durch die polnisch-tschechische Grenze geht. Diesmal haben wir keine Zoll- und Durchreiseschwierigkeiten und »Chüeri« braucht nicht einmal aus dem Wagen zu steigen. Im tschechoslowakischen Stadtteil nehmen wir Nachtquartier in einem kleinen Gasthof. Ein zwirbliger, böhmischer Portier schleppt die Koffer aufs Zimmer und spricht wie ein Buch Er breitet allen Stadtklatsch vor uns aus, als ob wir hier seit langem eingessen und im Bilde wären. Um ihn endlich loszuwerden, frage ich ihn nach einem Friseur, und er kommt mit mir die hölzerne Treppe hinunter, und »Chüeri«, der vorauspeilen will, gerät ihm zwischen die Beine, und Hund und Portier gehen als Rutschpartie in die letzte Kurve der Holzterre, und es gibt ein mächtiges Gepolter, zu dem »Chüeri« kläffende Begleitmusik macht. »Hoat mich des sakrische Hunderl derschreckt, eur' Gnad'n«, stellt der Portier sich zusammenrappelnd fest, »oalso da gleich links um die Ecken uand gradaus zum Ploatz uond dann rechts hinei uond linker Hoand is sich der Havlicek, oan guater Frisehr.«

Wieder fahren wir durch Mähren und dann nach der nördlichen Slowakei und bei Komaron über die Donau nach Ungarn. In Györ, beim Husarenoberst Türk, hole ich mir Rat wegen des Pferdekaufs, und er sagt mir, dass dies seit dem letzten Jahr ein schwieriger Handel sei. Die Pferde seien um das Drei- und Vierfache im Preis gestiegen, und gute Reitpferde gar seien schwer aufzutreiben, seit in allen Staaten so mächtig aufgerüstet werde. Vier deutsche Armee-Aufkaufskommissionen durchzögen seit Wochen das Ungarland, um sich bis ins letzte Dorf die Pferde vortreiben zu lassen, und auch eine polnische, eine tschechoslowakische und gar eine türkische Ankaufskommission seien da, und gegenseitig trieben sie sich die Preise in die Höhe. Früher habe Ungarn alljährlich dreissigtausend Fohlen Nachwuchs gehabt, jetzt sei die Aufzucht auf sechzigtausend gestiegen und werde noch weiter ansteigen, wenn die Nachfrage so anhalte. Das ist nicht gerade ein ermutigender Bescheid. Aber ich denke, dass mir die Zsambeker Schwaben, meine alten Freunde, schon behilflich sein würden, zu einem Pferd zu kommen, und so fahren wir gleich hinunter nach dem heimeligen Schwabendorf. Wir werden mit grosser Freude begrüsst, der Richter ist noch da und der dicke Janos und der lange Ignaz und der gemütliche Ferri-Baschi mit dem Seehundsschnauz. Besonderes Wiedersehen feiern sie auch mit unserm »Chüeri«, und die Frau des Janos trägt ihm gleich einen riesigen Teller mit Fleisch und Knochen herbei. Der Janos

anerbietet sich, mir beim Pferdeankauf zu helfen, und er kennt rings herum in zwanzig Dörfern und auf jedem Gutshof im weiten Umkreis jedes Pferd. Aber die Deutschen sind uns schon zuvorgekommen, acht Tage vorher waren sie da und haben alles zusammengekauft, was nicht zu jung oder zu schwächlich oder zu klein war. Auf zwanzig Gutshöfen gehen wir herum und in viele Dörfer und lassen uns Pferde vorführen und finden nichts Geeignetes. Meist führt uns der Janos in seinem Fiaker hin, einige Male der Tierarzt mit seinem Auto, und jedesmal ist es für unsern »Chüeri« ein Fest. Schon wollen wir weiter nach Südungarn, da weiss der Janos noch einen Schimmel drüben in Perbal. Einen Staatskerl. Die Deutschen seien zwar auch in Perbal gewesen, aber den Schimmel hätten sie nicht gekauft, weil er zu gross gewesen sei. Zu gross? Das kann gerade für mich passen. So fahren wir nach Perbal, und alle wollen mit. Ich lasse den Janos mit dem Bauern von Perbal handeln, und sie markten lange hin und her, und schliesslich kann ich den Schimmel für tausendachthundert Pengö kaufen, und das ist kein zu hoher Preis, denn in unserm Geld macht's kaum tausend Franken. Aber bar bezahlen kann man in Ungarn das Pferd nicht, ich muss den Betrag von Bern aus durch das Clearing anweisen lassen, und so müssen wir noch acht Tage in Zsambek bleiben, und ich habe damit auch Zeit, meinen Schimmel von Perbal in die erste Schule zu nehmen, denn noch nie trug er einen Sattel auf dem Rücken. Erst kommt er an die Longe, muss links herum und rechts herum im Schritt und Trab und Galopp, und oft ist »Chüeri«, der aufmerksamer Zuschauer ist, der Spielverderber. Denn, dass das Pferd immer im Kreis herumgeht, kommt ihm wohl als ein sonderbarer Zirkus vor, und plötzlich kläfft er hinter dem Schimmel her, und dieser schlägt aus und schnaubt, und ich habe Mühe, ihn nicht durchgehen zu lassen.

Eben geht die Maisernte zu Ende, und sie wird in Ungarn beschlossen durch das Fest der geschmalzenen Brote. Der Ferri-Baschi hat noch das letzte Feld abzuernten und lädt uns ein, so gegen den spätem Nachmittag hinaus zum Fest zu kommen.

Die Ungarn nennen den Mais Kukuruz oder auch Türkisch-Korn. Hoch steht zu dieser Zeit der Mais im Halm, und der rote Mohn leuchtet in den Feldern. Ordentlich weit hinaus geht es bis auf das Feld des Ferri-Baschi, denn in Ungarn leben die Bauern dorfweise zusammen, und viele ihrer Felder liegen oft stundenweit weg. Nur die grossen Güter der Magnaten liegen meist arrondiert um das Schloss. »Chüeri« darf natürlich mit zu diesem Fest. Jeder Bauer hat auf seinem Feld einen kleinen Weinkeller. Ein Keller ist das eigentlich nicht, nur eine Vertiefung, in die man drei, vier Stufen niedersteigt und über die sich ein Hügel aus Erde wölbt, um den Keller kühl zu halten. Meist sind diese Keller von riesigen Sonnenblumen umstanden. Der Kukuruz ist geschnitten, viele Maiskolben werden bereits auf dem Felde abgekörnt, und aus den leeren Kolben macht man ein Feuer, das eine Glut abgibt wie Anthrazit. Dann schneiden die schwäbischen Mädchen grosse Scheiben von riesigen, zwölfpfündigen Broten, die legt man auf den Unterarm, belegt sie mit geschnittenen Zwiebeln, Gurken und Lauch, streut darüber Salz und Paprika — viel Paprika. An einem langen Stock erhält jeder ein riesiges Stück fein durchzogenen Speck, den hält man über das Feuer, bis das Fett abtropft, dann führt man ihn über die Brotschnitte, hält ihn wieder übers Feuer und wieder über das Brot, bis der Speck auf Faustgrösse zusammengeschmolzen ist. Nun lastet das vom Fett vollgesogene Brot schwer auf dem Unterarm und man legt's auf einen Stein, schneidet den Speck in Scheiben und belegt damit das Brot, und dann beginnt man zu essen. Wenn man so eine riesige Speck-Brotscheibe mit allem was drauf ist gegessen hat, geht man nicht mehr hungrig ins Bett.

Dazu geht der Ferri-Baschi mit dem Weinheber herum und schenkt ein. Natürlich bekommt auch unser »Chüeri« sein gut Teil, und hat bald so eine glänzende Schnauze und so viel Speck gegessen, dass er ob den saftigsten Stücken nur noch die Nase rümpft. Immer sind auch zwei, drei Zigeuner dabei, die aufspielen, und dann wird über die Ackerfurchen getanzt bis in die Nacht hinein.

Feierlich wird unser Schimmel getauft. Die Dorfmusik von Zsambek spielt dazu auf, und nach langem Hin- und Herraten bekommt er den Namen »Kedves-Liebling«. Er kennt nun den »Chüeri« schon genau, und lässt sich durch dessen Kläffen nicht mehr erschrecken. Bis zum Tage der Abreise von Zsambek sind sie gute Freunde geworden, und »Kedves« schlägt kein einziges Mal mehr nach ihm.

*Wie »Chüeri« sich mit dem alten Juden von Bynice um den Pantoffel rauft
und der Manka ein goldenes Hehnderl verschleppt
und wie er durch Mähren und Böhmen zieht und Einzug hält im goldenen Prag*

In einem kleinen Slowakendorf unweit der Waag nehmen wir Nachtquartier. In Bynice. Gasthaus hat's keines. In den slowakischen Dörfern kann der Reisende keinen Anspruch machen auf irgendwelchen Komfort. Eine kleine Pinte mit einem kleinen Gasträum ebener Erde, in dem nicht nur die Gäste ein- und ausgehen, sondern auch die Hühner und Kaninchen und Ferkel. Der Wirt ist zugleich Dorfbäcker. Es ist ein alter Jude, sehr zuvorkommend und gastfreundlich. Er schlürft in Pantoffeln herum, und das Regiment im Hause führt die Manka, seine Frau. Sie spricht tschechisch, slowakisch, ungarisch und deutsch. Wenn sie im Türrahmen erscheint, füllt sie die ganze Oefnung aus. »Und so schlank woar ich, wia ich den Chiga gheiot hob, so schlank, dia Herrn' mechtens net glaubn'.« Der Chiga, das ist ihr Mann in den Pantoffeln. Sie kommandiert ihn von früh bis spät. Der Chiga ist eigentlich nur ein Lohnbäcker. Die Slowakinnen bereiten selbst ihren Brotteig, und um ein geringes Entgelt schiebt der Chiga die Brote ein und bäckt sie zu schönen braunen Leibern. Wir schlafen im Freien bei der Strohmiete. Der Chiga wollte uns bei einem Nachbarn einlogieren, aber man hält's in so einem Slowakenzimmer im heissen Sommer nicht aus zum schlafen. Das kleine Fenster ist meist für alle Zeiten festgenagelt, und man kann in der dumpfen, stickigen Luft kaum atmen. Frühmorgens hören wir den Chiga schrecklich im Hofe herumschimpfen und gewahren, dass er in blossen Füßen um die Weinlaube streicht. Wie wir ihm zurufen und fragen, was er so eifrig suche, kommt er herbei und sagt, dass ihm jemand die Pantoffeln aus der Weinlaube gestohlen habe. Und plötzlich deutet er auf unsern »Chüeri«, und richtig hat er den einen Pantoffel zwischen den Zähnen und kaut daran. Er will ihn gar nicht hergeben, und der Chiga zieht und der »Chüeri« knurrt, so muss ich dem Chiga zu Hilfe eilen, und dem »Chüeri« seinen Raub abjagen. Lange müssen wir suchen, bis wir zuhinterst im Hof den zweiten Pantoffel finden, und der Chiga befriedigt zu seinem Backofen schlürfen kann, um Feuer anzulegen.

Die Manka erscheint und wünscht uns einen guten Tag. Ihre Küche hat sie nicht im Haus, sondern in einem Bretterschlag gleich hinter dem Backofen des Chiga, denn auch die Backstube ist nur eine lotterige Bretterhütte im Freien. Die Manka stellt ein herrliches und reichliches Morgenessen in die Laube, ein halbes Dutzend Spiegeleier in reichlicher, goldgelber Butter, ein Backhähnchen, einen ganzen Teller voll Butter und eine grosse Schüssel mit Honig. Und wie ich nachher die Rechnung bezahle fürs

Nachtessen, den Wein, das Frühstück, Hafer und Heu fürs Pferd, macht's in unserm Gelde nicht einmal ganz drei Franken. Und zwar mit einem schönen Backhehnderl extra, das auf das Konto von »Chüeri« geht. Denn wie die Manka neben uns beim Frühstück steht und uns immer wieder auffordert, ja recht zuzugreifen, kommt der »Chüeri« von der Küche her und trägt ein goldgelbes Backhehnderl im Maul. Die Manka ist darüber nicht schlecht erstaunt, aber sie versichert, das mache nichts, sie habe die Hehnderl eben zurechtgelegt fürs Mittagessen, aber es hätte noch genug. Ich will aber, dass sie es mit auf die Rechnung setze, und dem »Chüeri« nehme ich's zur Strafe erst mal weg, wickle es in Papier und versorge es in der Satteltasche. Er soll lernen, dass man nicht einfach mausen darf, was einem gefällt. Er wird dann sein Hehnderl zu Mittag unterwegs erhalten, und jetzt bekommt er nichts als Milch. Die Manka ist darüber ganz betrübt, das arme »Hunderl möchte doch auch gern so ein feines Hehnderl«, aber ich lasse mich nicht umstimmen.

Auch in den slowakischen Dörfern hat's riesig viele Hunde. Hunde aller Rassen. Und kommt ein fremder Hund durchs Dorf, und gar so ein »Chüeri«, wie es in der ganzen Slowakei keinen gibt, so wird er natürlich gleich angefallen. Aber da entdecke ich, dass »Kedves« ein echt ungarisches Pferd ist. Als richtiges Pusstapferd versteht es, die Hunde in respektvoller Entfernung zu halten. Er schlägt hinten aus, nimmt auch oft den Kopf tief, um auf den Vorderhufen eingestemmt, hinten im Kreis herum zu schlagen. Auch die Hunde kennen das, und »Chüeri« weiss den tapfern Beistand meines Schimmels von Perbal zu schätzen und flüchtet sich stets zu seinen Vorderhufen, wenn ein Rudel slowakischer Hunde bellend daherkommt. Aber einzelne Hunde fürchtet er nie, sondern flitzt ihnenforsch entgegen und bleibt immer der stolze Sieger auf dem Plan.

Wir traben über Olmütz gegen Schlesien. Noch von einem Abenteuer des »Chüeri« muss ich berichten, mit syrmischen Sauen. Diese syrmischen Schweine sehen von ferne aus wie Schafe, denn sie haben nicht Borsten, sondern wolliges Haar. Wie wir einmal im Felde rasten, streift eine mächtige Herde dieser wolligen Sauen vorbei, und »Chüeri« kann sich trotz meinem Abmahnen nicht mehr halten und fängt an zu treiben. Aber diesmal bekommt es ihm schlecht. Es hat unter der Herde riesige Eber, und während die Mutterschweine mit den jungen Ferkeln vor »Chüeri« die Flucht ergreifen, stellen sich die Eber zum Kampf. Wohl weiss er sich ihren Angriffen flink zu entziehen, aber der Eber werden immer mehr im Kreise, und bald haben sie den »Chüeri« umstellt und gehen konzentrisch gegen, ihn vor. Ich muss mich eilig auf meinen Schimmel werfen und ihm zu Hilfe eilen. Doch selbst vor »Kedves« haben die erzürnten Eber keinen grossen Respekt, und zweimal pfeilt einer der riesigen Borstenträger zwischen seinen Beinen durch, so, dass er erschrocken zu steigen sucht, und dann mit seinen Hufen eine Gasse schlägt, durch die »Chüeri« eilig entweicht. Gleichsam als Rache für die schämliche Niederlage, fährt er im Vorbeigehen noch einer riesigen Muttersau zwischen die Hacken, und diese ist darüber so erschrocken, dass sie trotz ihrer fünf Zentner Speck drollige Sprünge macht.

Ueber Königgrätz geht's nach der tschechoslowakischen Hauptstadt, nach dem goldenen Prag. So hat den »Chüeri« ganz Mähren und Böhmen durchstreift und noch viele Abenteuer erlebt, die wir hier nicht alle berichten können, und lernt nun wiederum eine Hauptstadt kennen. Doch wir wissen bereits, dass er das gar nicht schätzt, denn als echter Sennenbub tragt er lieber über Felder und staubige Landstrassen als über den blanken Asphalt.

*Wie »Chüeri« dem Gänsegretel von Chlumec hilft
und mit der grausamen Ruzenka die Hähne beschleicht
und wie er auf den stillen Wassern der Thaya fährt*

Wir traben auf sandigen Strassen gegen Chlumec. Vor uns treibt ein kleines Mädchen, das kaum schon zur Schule geht, eine Gänsekoppel von mindestens zwanzig Stück, und es hat besondere Mühe mit seiner Schar, die immer wieder seitwärts in den tiefen Chausseeegraben und in die Felder entweicht. Da rückt »Chüeri« auf und hilft dem Gänsegretel treiben. Im Nu hat er die ganze Koppel hübsch beieinander, und eilig watscheln sie vorwärts, und das Kind hat seine helle Freude, dass es nun so von selbst geht. Ich halte meinen Schimmel zurück, so, dass er nur langsam folgt, und überlasse dem eifrigen »Chüerik« sein Amt, und die kleine, kraushaarige Gänsegretel kann nun ganz gemütlich hinterherschlendern und braucht nicht bald links, bald rechts über den Chausseeegraben zu klettern und ihre schnatternde Schar auf die Strasse zurückzutreiben. Sie schwingt fröhlich ihr Stecklein, an dem sie ein Schnupftuch befestigt hat, wie das fast alle Gänsegretel und -Liesel machen, weil mit diesem Tuch die Gänseschar leichter zu dirigieren ist. So geht's bis fast nach Chlumec hinein, bis zu einem Seitenweg. Da bleibt das Gänsegretel stehen und deutet mir, es müsse hier abbiegen, und ich rufe den »Chüeri« zurück, und dankbar winkt uns die Kleine noch lange nach.

Zwischen Besenov und Kutna Hora, dem alten Kuttenberg, an der Strasse eine Pinte, und da es Mittagszeit ist, kehren wir ein. Der dreizentrige Wirt spricht nur tschechisch, und wir haben ordentlich Mühe, uns mit ihm zu verständigen. Aber dieser Wirt ist ein findiger Kopf. Er holt eine Schiefertafel herbei und Kreide und zeichnet eine Gans darauf. Gänsebraten? Nein danke. Wir haben nun schon so viele Gänsebraten gehabt, dass wir abwinken. Der Wirt zeichnet wieder einen Vogel, wahrscheinlich soll's ein Huhn sein. Aber Hühnerbraten und Gänsebraten ist so ziemlich das gleiche. Also wieder nein. Da zeichnet der Wirt ein kleines Schwein, und wir nicken. Also Schweinebraten. Ja, man muss sich nur zu helfen wissen. Wir sind bei einem richtigen Landregen angekommen, und wie wir nun in der Laube aufs Mittagessen warten, regnet es wie Bindfaden. Sechs Gänseliesel flüchten unter Dach und lassen ihre Koppel in den Hof trotten. Alle diese Gänse scheinen dem Wirt zu gehören, daher wohl sein Vorschlag für den Gänsebraten. Das Regiment über diese Heerscharen und die kleinen Gänselisel führt die Ru-zenka, eine slowakische Magd. Sie geht barfuss herum, von der Küche zum Stall und vom Stall zum Dunghaufen, und von da wieder in die niedrige Gaststube, mit ihren nassen Füßen eine wohl sichtbare Spur hinterlassend. Das Füttern und Stopfen der Gänse obliegt ihr, und uns scheint sie von unwissender Grausamkeit, wenn sie die Stopfgänse aus ihren engen Gehältern nimmt, sich auf das Tier setzt und ihm die Kukuruzkörner einstopft. »Chüeri« schaut dieser Prozedur mit grossem Interesse zu. Dann muss die Ruzenka auf Geheiss des Wirtes zwei Hähne holen, denn nebenan ist eine Kegelgesellschaft und will auch essen. Wie ein Indianer auf dem Kriegspfad schleicht die schlanke Ruzenka durch den Hof, an den Heustristen entlang, um die jungen Hähne zu fangen, und »Chüeri« folgt ihr neugierig und verdirbt ihr durch seine Naseweisheit manchen Fang. Denn das Beschleichen der Hähne will gelernt sein, und wenn »Chüeri« seine Schnauze um die Heustriste steckt, ergreifen die Hühner und Hähne die Flucht. So rufe ich ihn denn zurück, und die Ruzenka hat nun bald zwei junge Hähne eingefangen und trägt sie zur Küche.

Wir traben durch den Mährischen Karst und das Tal der Zwittau hinunter nach Brünn, der Hauptstadt von Mähren. Und dann streift unser »Chüeri« auch über das berühmte Schlachtfeld von Austerlitz und über Hudonin nach der slowakischen Hauptstadt, nach Bratislava oder Pressburg. Wir sind nun fast immer bei der tschechoslowakischen Armee zu Gast, in Bratislava bei den Dragonern, in Malacky und in Lundenburg bei der Infanterie, und nun marschieren wir gegen Znaim zur Artillerie. Wir werden gleich zu einer Bootfahrt auf den stillen Wassern der Thaya eingeladen, und »Chüeri« sieht sich verwundert an Scharen von Enten und Gänsen vorübergleiten, die da in ihrem Element sind, und ganz anders als auf der Landstrasse, wenn sie eine Gretel oder Liesel dahintreibt. Auch an zwei stolzen Schwäen geht's vorüber, und »Chüeri« muss sie wenigstens anklaffen. Aber sie fühlen sich so sicher im Wasser, dass sie unsern eifrigen Entlebucher keines Blickes würdigen. Von der Thaya aus erinnert das auf hohem Felssporn gelegene Znaim an unsere Berner Altstadt.

*Wie die guten Bürger der Gurkenstadt Znaim unsern »Chüeri« zum Feste laden
und wie er mit ihnen vor dem Hagelwetter in den tiefen Schlosskeller flüchtet
und wie er Abschied nimmt von der schönen Tschechoslowakei
und in einem rumpelnden Kasten durch ganz Oesterreich nach Hause fährt*

Mein Schimmel von Perbal hat sich eine Verletzung zugezogen und lahmt. Aber beim Veterinär des Artillenerregiments zu Znaim ist er in guter Hut. Nur müssen wir nun einige Tage bleiben und warten. Wir geniessen eine flotte Kameradschaft mit den tschechoslowakischen Offizieren, wir erhalten Pferde zugeteilt und reiten mit ihnen in die Manöver, und »Chüeri« geniesst dieses Ausrücken in Kavalkaden, das er von der Balkanreise her gewöhnt ist.

Der kommandierende General lädt uns zu einem Gartenfest, das die Garnison auf der Burg zu Znaim veranstaltet. Eine Regimentskapelle spielt, und wie der Abend herabsinkt, werden unzählige Lampions und Fackeln angezündet, deren Schein an den altersgrauen Mauern der Burg hochklettert. Die höhere Znaimer Gesellschaft ist da mit ihren Damen, und Zivil und Militär gruppiert sich an kleinen Tischen auf dem Burghof zu einer buntfarbigen Gesellschaft. Fern über Niederösterreich wetterleuchtet ein Gewitter. Erst glaubt man, dass es vorüberziehen werde, doch bald bläst aus dem Tale der Thaya herauf ein harscher Wind, immer näher fahren die zuckenden Blitze über den schwarzen Himmel. Die Soldaten beeilen sich, Tische und Bänke in den geräumigen Burgkeller zu tragen. Mir scheint es das unheimlichste Gewitter, das ich je gesehen habe. Es tobt mit sich jagenden Blitzen und dumpfem Donnerrollen und krachenden Einschlägen von Oesterreich her immer näher, und oft ist es mir seitdem in der Erinnerung wie ein übles Vorzeichen haften geblieben, ein Vorzeichen des politischen Ungewitters, das auch erst über Oesterreich, dann über die Tschechoslowakei, und hierauf über fast ganz Europa kam mit diesem Krieg. Bald geht ein sintflutartiger Regen nieder, und alles flüchtet in den Burgkeller, wo nun das Fest weitergeht. Vorsorglich nehme ich den »Chüeri« an die Leine, sonst könnte er wieder einen seiner Streiche ausführen.

Meinem Schimmel von Perbal geht es wieder gut, und wir packen, nachdem wir sieben Tage in der schönen Gurkenstadt Znaim verbracht haben. Aber ausserhalb der Stadt geht der Wagen meines

Filmoperateurs defekt, und nach dem Bericht des Mechanikers wird die Reparatur lange Zeit in Anspruch nehmen, da er erst aus Prag die Ersatzteile bestellen muss. Da wir eigentlich nur noch nach Dacice hinauf ziehen wollten, weil uns die dortige Garnison einlud, können wir auch hier unsere Reise beschliessen. Ein drittes Mal Oesterreich zu Pferd zu durchqueren, erscheint zwecklos und kostspielig und zeitraubend. So bestelle ich in Znaim einen Güterwagen, derweil mein Operateur schon mit dem nächsten Zug nach Hause fährt. »Chüeri« kennt das Bahnfahren schon, aber es gefällt ihm nicht sonderlich. Für »Kedves« ist das neu, aber zutraulich geht er mit mir in den Wagen, und ich richte nun alles möglichst bequem her für Pferd und Hund. Ein Soldat bringt auf einem Handkarren einen ganzen Sack Hafer und ein riesiges Heubündel vom Znaimer Artillerieregiment, und bald stösst die Rangierlokomotive unsanft an, und der Schimmel von Perbal schnaubt entrüstet. Achtundvierzig Stunden dauert die Fahrt, bald mit Güter-, bald mit Bummelzügen bis nach Innsbruck, das wir diesmal nur vom Bahnwagen aus sehen. Dann aber wird unser Güterwagen dem Arlbergexpress angehängt, und »Chüeri« schaut verwundert zur Türücke hinaus, wie all die Täler und Dörfer, die wir so gut kennen, merkwürdig rasch vorübergleiten. Er erschrickt nun schon gar nicht mehr, wenn der Wagen in einen der vielen Tunnels taucht, wenn aus der plötzlichen Finsternis das Donnern und Rattern und Zischen in den Wagen schlägt. Aber wie wir endlich in Buchs anlangen, sind wir alle drei ordentlich müde und zerschlagen, und Pferd und Hund sind froh, dem Stall auf Rädern entfliehen zu können.

Wie die konservativen Engländer den armen »Chüeri« mit einem grausamen Hausarrest belegen und er lange warten muss und graue Haare bekommt vor Aerger und Längizyt

Wieder bleiben wir ein Jahr Zuhause, und »Chüeri« ist nun ins beste Hundesalter gerückt und zählt bald vier Jahre. Mit ihm und dem Schimmel von Perbal möchte ich nach England hinüberfliegen, um die britischen Inseln zu durchstreifen. Die Verhandlungen mit der Swissair wegen des Fluges erweisen aber, dass die Douglasmaschinen eine zu kleine Kabinentür haben, um ein Pferd aufzunehmen. Dazu kommt, dass wenige Wochen vor der Abreise mein Schimmel eine schwere Kolik bekommt und nach drei Tagen trotz aller tierärztlichen Hilfe eingeht. Unsere Trauer um dieses liebe Pferd ist sehr gross, auch »Chüeri« beschnuppert es immer wieder und kann es gar nicht glauben, dass der grosse Freund nie wieder aufstehen wird. Da auch meine alte »Arbalète« unterdessen den Weg alles Irdischen ging, will ich mir gleich in Irland drüben ein neues Pferd kaufen und mit ihm durch Irland, Schottland und England ziehen. Nun stellt sich aber eine neue Enttäuschung ein. Ich kann auch meinen »Chüeri« nicht mitnehmen. Die konservativen Engländer haben da sehr strenge Vorschriften, und jeder Hund, der nach England kommen will, muss sechs Monate in eine Quarantänestation. Das ist natürlich vollständig ausgeschlossen, denn »Chüeri« würde das vor Langeweile gar nicht aushalten. Ich schreibe noch mehrmals hin und her und versuche auch über unsere Gesandtschaft eine Ausnahmeerlaubnis zu erlangen, aber die englischen Bürokraten sind in dieser Hinsicht konservativer und zugeknöpfter als alle andern Federfuchser in der Welt. Wenn ich denke, wie ich mit »Chüeri« ohne Anstand durch zehn Staaten ziehen konnte, so erscheint mir die Furcht dieser Engländer vor Krankheitseinschleppungen

doch reichlich übertrieben. Aber es ist einfach nichts zu machen. So muss ich ohne meinen Schimmel von Perbal und ohne meinen »Chüeri« nach London hinüberfliegen.

Und während ich in Irland drüben ein neues Pferd kaufe und mit ihm durch ganz Irland, Schottland und England trabe, zwei lange Monate, sitzt der »Chüeri« zuhause und hat grosses Heimweh. Immer schon frühmorgens legt er sich vor das Tor hinaus, und wartet bis zur sinkenden Nacht und hofft, mich unten am Berg auftauchen zu sehen und immer wieder vergebens. Ja, das ist ein langes Warten für so einen ungeduligen, zwirbligen »Chüeri«. Er frisst auch nicht mehr viel, und die Längizyti bringt ihn fast um. Von seinem Beobachtungsposten lässt er sich durch nichts wegbringen und bekommt graue Haare auf dem Kopf. Er geht nicht ein einziges Mal mit meiner Frau oder mit meiner Tochter ins Dorf hinunter, denn er will den Moment nicht verpassen, wo ich zurückkehre. Das ist nun echte Anhänglichkeit und Treue, wie man sie doch wohl nur bei den Hunden findet.

*Wie es nach zwei Monaten ein Wiedersehen gibt mit »Chüeri«
und er ein alter und würdiger Herr wird
und in seinem Tusculum von seinen Heldenfahrten durch Europa träumt*

Wie ich mit meiner irischen Hunterstute »For ever« nach einem zweimonatigen Ritt gegen London herunterkomme, wird eben in England wegen der sogenannten tschechischen Krise die Generalmobilmachung der Marine und des Heeres verfügt, und auch Frankreich hat seine Armee einberufen. Ich kann mein Pferd nicht durch Frankreich bringen, weil es sonst sofort requiriert würde. So muss ich es in London zurücklassen und vorläufig allein nach Hause zurückkehren. Und richtig, wie ich gegen unser Haus hinaufkomme, liegt »Chüeri« vor dem Tor und wartet. Er erhebt sich ganz langsam und scheint seinen Augen nicht zu trauen. Dann aber, wie ich ihn von weitem beim Namen rufe, kommt er wie ein Pfeil vom Bogen geschneilt und jauchzt bellend und springt an mir empor ohne Aufhören. Es betrübt mich nicht wenig, dass er nun schon graue Haare hat. Er scheint höchst verwundert, dass ich da bin, und doch kein Pferd im Stalle steht, und immer wieder muss er hingehen und seine Nase in die Stalltüre stecken. Nach acht Tagen ist dann der Kriegsausbruch noch einmal beschworen, und ich kann nach London zurückreisen und mit »For ever« heimkommen. Nun kann »Chüeri« oft mit ihm ausrücken, und bald sind sie gute Freunde geworden.

Alle weitem Reisepläne werden durch den Krieg vereitelt. Und nun dauert dieser Krieg schon fünf Jahre, und »Chüeri« ist ein alter, würdiger Herr geworden. Nur selten noch besinnt er sich auf seine frühern Streiche. Wenn ein fremder Hund dem Garten nach schleicht, dann zeigt er noch sein jugendliches Feuer und pfeilt, innerhalb des Zaunes meist, dem Hunde nach bis zum Wald und wieder zurück, oft ein Dutzend Mal, so dass wir uns ängstigen, er könnte plötzlich einmal einen Herzschlag bekommen. Auch manchen Radfahrer erschreckt er, und das ist eine Untugend, die wir ihm einfach nicht austreiben können. Verirrt sich einmal die riesige Dogge des Dorfmetzgers in den Hof, dann ist unser »Chüeri« nicht zu halten, und immer räumt die Dogge rasch das Feld. Eine grosse Freundschaft aber hat »Chüeri« mit unserer kleinen Toni geschlossen. Er ist ihr Liebling und auch ihr Beschützer. Von allem muss der

»Chüeri« seinen wohl gemessenen Anteil haben, das tut unsere Kleine nicht anders, und wenn man mit ihr spazieren geht, muss auch »Chüeri« mit. Oft geht sie auch mit ihm allein auf Wanderschaft und kann sich stundenlang zu ihm setzen und ihm Geschichten erzählen. Dabei kraut sie ihm hinter den Ohren, und das liebt »Chüeri« ganz besonders. Wenn er sprechen könnte, würde er wohl seinerseits dem Toni erzählen von seinen Heldenfahrten durch Europa, von denen er nun in seinem Tusculum träumt.

